

529



798

S O P H I E

oder

der Einsiedler am Genfer See.

Zweyter Theil.

---

*Che non puo far d'un cor, e habbia soggetto  
Questo crudele — Amore?*

Ariosto.

---

von

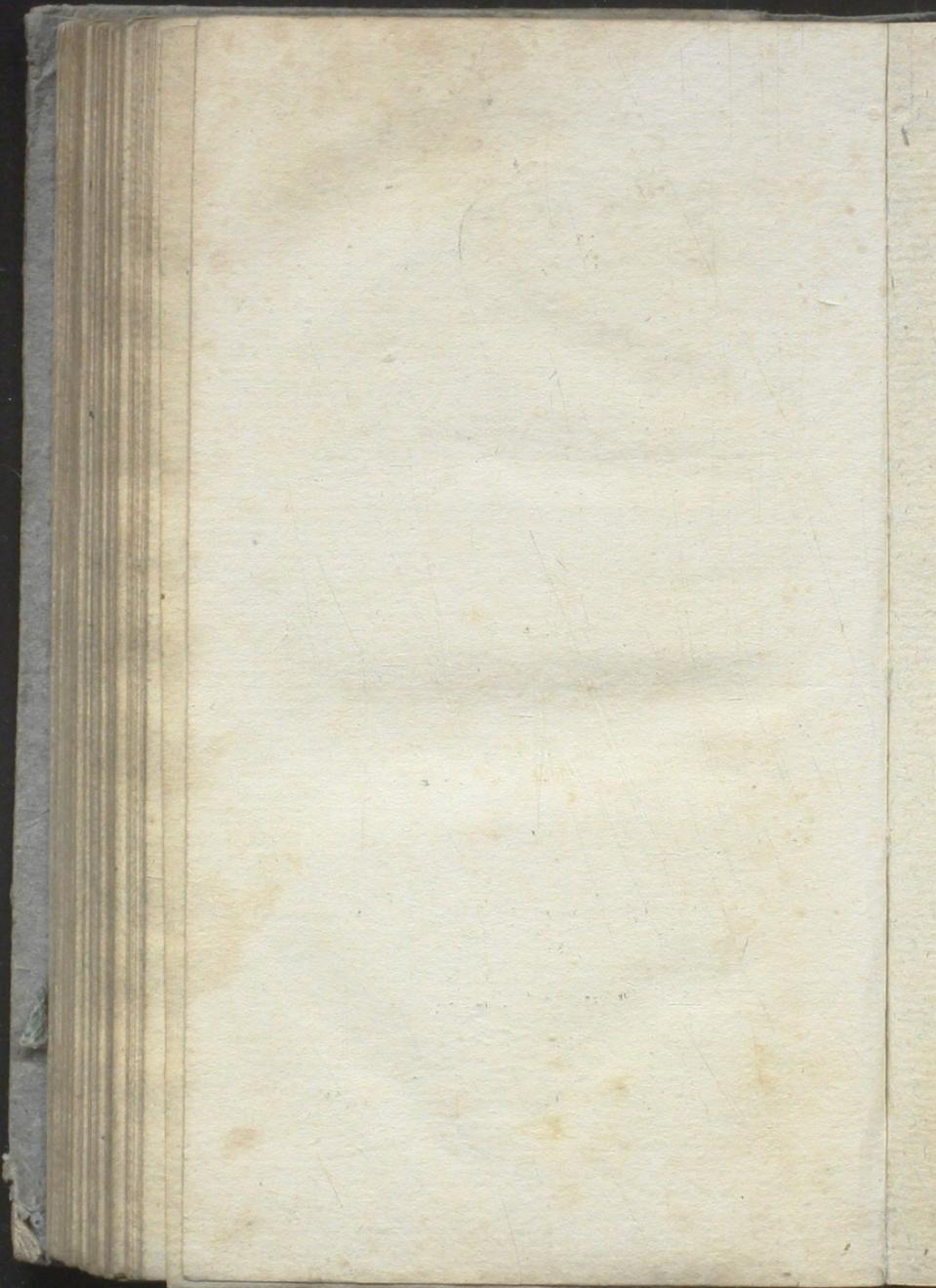
Christian August Fischer

---

Leipzig

in der Schaeferischen Buchhandlung.

1795.



An

S i e.

---

Heureux celui, qui près de toi soupire,  
Qui sur lui seul attire ces beaux yeux,  
Cé doux accent, et ce tendre sourire;  
Il est égal aux dieux.

II. Theil.

2



S o p h i e

oder der

Einödler am Genfersee.

---

Zweites Buch.

A 2



I.

Lausanne.

**D** Sophie! Sophie! Wo bist du, wo bist du? Ach! die gewohnte Stunde hat geschlagen, und ich sehe mich vergebens nach dir um! Ich bin so allein, so verlassen, so traurig, ich habe niemand, mit dem ich von dir reden könnte, niemand, der mich verstünde.

O Sophie, was machst du? Ich möchte den Augenblick wieder umkehren, fort und hin zu dir! In meinem Innern regen tausend Leben, wellend und stühend, wie der See im Sturme. Ein Stoben und

Weben ohne Ende und Ziel, Bild auf Bild  
im ewigen Wechsel treibend und ängstigend,  
vorübereilend und verschlingend eines in  
dem andern und mit dem andern.

Ach, warum kann ich doch dem todten,  
kalten Papiere nicht meine ganze Seele ein-  
hauchen! Warum kann ich doch die ganze  
Fülle meiner Liebe und Zärtlichkeit nicht  
darin übergehen lassen!

Sieh! Ich küsse diese Stelle tausend-  
mahl, meine Thränen fallen heiß darauf  
— O laß mich weinen, laß mich weinen!  
Dein Herz wird doch alles, alles lesen kön-  
nen, denn ich tauche meine Feder in das  
meinige.

Ach meine theure, meine ewig  
theure, unvergeßliche, geliebteste  
Sophie! Wenn ich dich einst wiedersehe;  
wenn dann nichts mehr, nichts mehr,

— 7 —

gar nichts mehr uns trennt, und dann auf ewig so, wie du beym Abschied sagtest. —

Abschied — ach wohl! — Ach wie ist mir doch alles so einsam, so öde, so düster und so todt ohne dich! Ach! wie bin ich doch so arm, so verlassen, so unglücklich, da ich dich nicht sehe. Ach! mein armes Herz hatte sich so innig an dich gewöhnt, ich habe es losgerissen, und es blutet.

O Sophie! Geliebteste, wie je ein Mann noch liebte! Nie, nie habe ich noch so rein, so warm, so innig gefühlt, wie theuer, wie unaussprechlich über Alles theuer du mir bist. Aber da ist kein Wort für die hohe unbeschreibliche Empfindung, für die Mischung von Zärtlichkeit und Wehmuth, Sehnsucht und Hoffnung, mit der dich meine Seele umfaßt. —

Aber nein! — Ich sollte dich trösten,  
und ich klage!

„Sie kommen ja wieder“ — sagtest du —  
„mein bester Carl kommt ja wieder.“

Wohlan denn! Männlich und stark!  
Hoffnung und Muth! Ich komme wie-  
der, und so leb wohl, meine Theure, meine  
Beste, leb tausendmal wohl.

Gr. C. R.

## II.

Bern.

Ja, schon in Bern, mein lieber Leo-  
pold! Aber seit jener wehmüthigen Stunde  
in Lausanne keine Klage, keine Thräne  
mehr. Ich schrieb ihr noch denselben Abend,  
Gott weiß, ich goß mein ganzes Herz in  
meinem Briefe aus. Aber von nun an  
männlich und stark, Hoffnung und Muth!

Gestern Abends kam ich hier an. Hin-  
ter den Gebürgen verglühte das Gold der

Sonne; und über dem Walde schwamm der Mond herauf.

Ich Glücklicher — rief ich aus — so wandle ich zwischen zwei Freunden. Von ihr trenne ich mich, aber dir komme ich näher. Du scheidest von mir, schöne Sonne, aber dein sanfter Mond wird mich trösten.

Es dünkt mich ein Augenblick, daß ich aus ihren Armen bin, ihr letzter Kuß brennt noch auf meinen Lippen. O wenn ich dich einst wiedersehe, Sophie! welch ein Morgen, welch ein Sonnenaufgang!

### III.

Vern.

Ich komme von der Terrasse beim Dom. Der Mittag war heiter und warm. Die hohen Gebürge glänzten im Sonnenstrahl, die Lüfte weideten ruhig im Thale, und der Strom rauschte melodisch.

Da stand ich und sah hinaus in die freie göttliche Natur, voll hoher reiner Größe und Liebe. Da ließ mein wonnerfülltes Herz dein Bild, Sophie, vor meinen Augen aufdämmern, wie die Sonne durch das Gewölke bricht!

Jetzt kamen die Leute aus der Kirche, und manche Mutter führte das holde Kind traulich an ihrer Hand.

Wie sich das alles zusammen faßt, an einander hält und verbindet! O Gott! es ist doch gar nichts auf der Welt, wenn Lieb' und Güte sie nicht belebt!

Und nun den Augenblick in den Wagen, und fort nach Basel.

#### IV.

Basel.

Gestern bin ich auch auf einer Schweizer Hochzeit gewesen. Wir hielten in P. an:

Das war voll Leben, Tanzen und Lachen.  
Mir klopft das Herz hoch, wenn ich Froh-  
lichkeit sehe, wenn sich alles um mich freut,  
es ist, als ob alles aus meinem Herzen  
flösse. Und nun vollends eine Hochzeit!

Lächle du nur immer, mein Lieber!  
Ich schäme mich des nicht. Warum sollt'  
ich dir's nicht sagen? Wenn ich nur ein  
Wort von Liebe lese und höre, und von  
Weib und Hochzeit, und vom holden Säng-  
ling — ach da überrascht's mich innig und  
süß, als drückte Sophie meine Hand.

Also, wie hätte ich weiter fahren kön-  
nen? Nein, um alles in der Welt nicht,  
ich mußte die Braut sehen!

Das war ein Getümmel, ein Gewühl  
und Gedränge; da gabs zu essen, zehn Tische  
voll, wie Christian sagt. Ich mitten unter  
den Haufen, und gerade hinter die zwey  
Spielleute.

Da lag eine Violine da, denn der andere blieb jetzt. Ich, ohne viel Umstände gestimmt, und frisch den Dreher mit gespielt. Es war das leichteste, natürlichste Ding von der Welt, trafs auf ein Haar, und machte Verzierungen hinein mit Doppelgriffen nach der Art.

Nun hättest du die Leute sehen sollen, Leopold! Das war eine Freude, eine Verwunderung. Jetzt halbs nun nichts, mit angefaßt, und ich sage dir, mein Lieber, ich sprang aus Herzensgrunde mit herum.

Als nun der Meihen alle war, da füllten sie mir alle Taschen an, und dem guten Christian ebenfalls.

Ach! es geht doch nichts in der ganzen Welt über Wohlwollen und Herzlichkeit! Da ist alles gleich und eben, alles zufrieden, alles vergnügt. Da ist kein Haß und kein Groll, kein Neid, keine Feindschaft.

Da wird jedem gegeben, was ihm gehört, jedem gelassen, was sein ist. Da hält keiner sich für den ersten, keiner den andern für unnütz. Da wird Duldung um Nachsicht, Güte um Gefälligkeit, Liebe um Liebe getauscht. Das ist eine Familie, wo sich alle helfen, alle tragen, wo sich jeder um den andern vergißt, und so sich alle wiederfinden.

V.

Basel.

Morgen reise ich von hier ab, und dann gehts schnell auf den Flügeln der Ungebuld fort; denn in Basel ist das Ziel der langsamen Schweizerkutschen, muß mein Leopold wissen.

Ich ging erst auf die freye Gallerie an Iselins Gasthose. Die Aussicht ist entzückend; rechts die Brücke voll Leben und Wandeln,

links bis an die französische Festung Hün-  
gen über die Landhäuser und Hügel hinweg;  
unten der majestätische Strom, und gegen  
über die alte Martinscapelle.

Wenn die Abende schön sind, wird auf  
dieser Gallerie gespeißt, und mitten in der  
Tafel ist ein kleiner Bassin angebracht, in  
dem Goldforellen spielen.

Dann stieg ich zum alten gothischen  
Dom hinauf, und setzte mich auf die Plater-  
form. Hier ist die Aussicht noch unbe-  
schränkter; rechts in das Schweizerthal hin-  
ein, wo der königliche Fluß die reichen grü-  
nenden Ufer badet, links die Voghesen in  
blauer dämmernder Ferne.

Das fluthet und wasset unten in der  
Tiefe, und trägt die gleitenden Rähne, und  
rauscht und strömt an der Brücke hin mächtig  
und stark, in ewigem Leben und ewiger Wirk-  
samkeit! Wie viel Jahrtausende, seitdem der

Rhein diese Hügel bespült! Wie viel Geschlechter, die sich in seinen Fluthen spiegelten!

So sah ich das alte Gebäude an, wo vor mehr als drey Jahrhunderten das Concilium gehalten wurde.

Ach! sagte ich — Sie sind nun alle verstummt, die Streitenden, sie liegen nun alle in der stillen Erde, und schlafen sanft!

O Leopold! Wenn die Menschen noch so verschieden in ihren Meinungen sind, ihre Empfindungen machen sie alle wieder gleich.

Dann ging ich noch auf die Brücke, es war schon in der Dämmerung. Ach! mit welchen Betrachtungen wandelte ich da auf und ab neben den Brüdern und Schwestern! Mit welcher zärtlichen Behmuth dachte ich an dich, Sophie, und an unsern schönen See!

Ach! hier ist Rhein und Rhone schon so weit von einander, und sie entspringen doch beide in unsern Alpen!

Doch ihre Fluthen kehren nie wieder  
zur Quelle zurück — aber ich sehe dich wieder,  
Sophie.

Man hat gefragt, warum die hiesigen  
Uhren eine Stunde früher, als gewöhnlich,  
gehn. Ach mein Herz hat mir wohl darauf  
geantwortet! Liebende! Ihr wißt es.

VI.

J. —

Morgen bin ich bey dir, Freund meiner  
Seele, mein einziger, mein bester Freund!  
Ich bin Tag und Nacht gereist, und so  
habe ich nur sieben Tage gebraucht. O ich  
kann es kaum erwarten, um deinen Hals  
zu fallen.

Wie wirst du aussehen! Wirst du dich  
verändert haben? Und ich? Ach! wie wirst  
du dich wundern! Wie ich so munter, so  
froh, so heiter, so glücklich bin!

Ich zittere und glühe vor Ungedult.  
Morgen, Morgen! Ach! mir ist's, als hätte  
ich dir noch gar nichts gesagt, ich weiß nicht,  
wo ich zuerst anfangen soll. Sieh, mein  
Leopold! Du und Sophie! Ihr seyd doch  
die einzigen Wesen auf der ganzen Welt,  
die ich von Herzen liebe.

VII.

So habe ich dich gesehen, so habe ich  
in deinen Armen gelegen, habe dein Weib  
und deine Kinder geküßt, habe dir alles er-  
zählt, und du bist noch der gute alte treue  
Leopold!

Wenn die Geschäfte mit dem Onkel — —  
da du das sagst von der bewußten Clausel,  
so muß es wohl wahr seyn. Aber still, ich  
denke nur an dich, und wie ihr beyde,

deine Auguste und du, so warmen Antheil  
an mir nehmt. —

Ach! wie wohl thut es, ein Herz zu  
finden, das dich versteht, dem du alles sagen,  
alles entdecken kannst! Ein Herz, das deine  
Hoffnungen belebt, deine Wünsche zu den  
seinigen macht!

Thränen von der Hand des Mitleids  
getrocknet, Tröstungen aus dem Munde des  
zärtlichen Antheils, Blicke, worin die Rüh-  
rung sich spiegelt — ach ihr seyd Balsam  
für das verwundete Herz! —

Aber das stille Lächeln des Beyfalls,  
wenn die schwärmerische Hoffnung spricht,  
und die Miene der frohen Bestätigung, und  
der warme Kuß, der deine Wünsche besie-  
gelt — das ist mehr, das ist göttlicher! Und  
das bist du, mein Leopold!

VIII.

Gestern also kam ich bey dem Onkel an, ich habe dir wohl geschrieben, daß er mich aufs höflichste hatte einladen lassen. Wuth, mein Lieber! Es wird besser gehen, als wir denken! Ich erwartete ein fürchterliches Ungewitter, aber nicht ein Wort.

„Lieber Better“ — sagte er — „Sie sind Ihr eigener Herr! Wir wollen die bewußte Sache ohne Streit abmachen.“ —

Das übrige erlass' ich dir, mein Leopold, bis auf Wiedersehn! Indessen habe ich ihm versprechen müssen, ein Paar Monate bey ihm zuzubringen. Ich gesteh' es, Freund, ich hatte nicht das Herz, es ihm abzuschlagen; seine unerwartete Freundlichkeit, seine ungewohnte Sanftmuth hat mich innig gerührt.

Du weißt ja, Leopold, ich bin, wie ein Kind, ich bin so weich, ich wollte mit der ganzen Welt in Friede leben. Um Sophiens willen trag ich gern ein Paar Monate die Fesseln. Also Muth, mein lieber bester Freund, und alles wird gut gehen!

IX.

Heute hab' ich einen Brief von ihr erhalten, den allerersten. O welch ein Augenblick! Als er ankam, als ich die Hand erkannte, mein Herz schlug dem Siegel entgegen, meine Hände zitterten vor süßer Ueberraschung.

Endlich brach ich ihn auf — ach! ich las alles auf einmahl, ich verschlang alles mit einem Blicke.

O da hatten deine Hände geruhet, Sophie, hier hattest du hergeblickt, hier hatten

deine Lippen das Papier berührt, und da waren Thränen aus deinem Auge!

Wer war seliger, als ich! Ich steckte den Brief in meinen Busen, es war, als ob mein Herz ihn an sich zöge. Ich konnte nicht im Zimmer bleiben, ich mußte hinaus in die freie Natur. Ich war wie berauscht, ich glaubte sie zu sehen, mit ihr zu sprechen, alle Bilder meiner Phantasie drängten sich auf einen Punkt zusammen, ich dachte unter dem Entzücken zu erliegen.

Und was schreibt sie? Ach! mein Leopold kennt ja noch von seiner Auguste her alle die süße Zartheit der weiblichen Empfindung. Aber doch, du mußt ihn lesen — —

Mein Gott! wo habe ich den Brief gelassen! Ich will nicht glauben — Möglich wär' es — aber es hat ihn sicher schon einer

von den Leuten gefunden — du bekommst ihn, er kann nicht weit liegen.

Ach! wie sie mich liebt, wie sie mich liebt!

X.

Da ist der Brief, da lies, der Bediente vom Onkel hat ihn im Garten gefunden. Aber nein, ich kann ihn nicht weggeben, ich les ihn zehnmahl in einem Athem, ich will ihn abschreiben — Hier, hier! Ich thue, das mit einer Wollust, mit einem Gefühl, ach! wie sie mich liebt, wie sie mich liebt!

XI.

Genf.

„Sie sind fort, mein lieber bester Carl, aber ich kann michs immer noch nicht überreden. Es ist mir alles, wie ein Traum; ich denke jeden Augenblick, jetzt wird dein

Lieber guter Graf hereintreten; aber dann ist's doch nicht so.“

„Es hat sechs, es hat sieben geschlagen; ich habe das Clavier aufgemacht, ich habe die Noten zurecht gelegt, ach! da ist niemand gekommen!“

„Sie hatten meine Noten doch vergessen, lieber Carl, wer hätte auch dran denken können? Ach! ich habe sie aufgehoben, ich habe sie an mein Herz gedrückt; sie stehen unter Ihrem Bilde, meine Thränen werden sie frisch erhalten, bis mein theurer Carl wieder kommt.“

„Ich bin in Ihr Zimmer gegangen, ich habe alles besehen, alles geküßt, was Ihnen gehört, ich habe Ihre Bücher zu mir genommen, ich setze mich alle Tage in Ihre Laube; ich finde auf jedem Schritte eine Erinnerung an meinen besten Grafen, aber das geht alles von meinem Herzen aus.“

„Ach! ich bin recht traurig, gewiß recht traurig gewesen. Ich habe gestern den ganzen langen Tag geweint. Es war mir, als wär' ich auf einmahl in ein wildes fremdes Land versetzt, wo mich niemand kannte, niemand verstünde. Ach! Ich weiß wohl, woher das kommt!“

„Wo wird mein bester theurer Freund jetzt seyn, was wird er machen? Ich habe den Hut aufgesetzt, der Ihnen so wohl gefiel, ich habe das weiße Kleid angezogen, in dem Sie mich so gerne sahen, ich habe mich vor Ihr Bild hin gestellt, ich habe es angeredet, als wären Sie's selbst.“

„Ach! es war, als verstünde es mich, als wollte es mich anlächeln, als belebte es sich unter meinen Küssen, als fühlte es, wie ich's an meinen Busen drückte!“

„O mein bester, bester Carl! Sie sind meine erste, meine allererste Liebe. Mein ar-

meß Herz ist noch so neu, so unerfahren, ich fühle so innig, so zärtlich, aber ich kann mich nicht ausdrücken.“

„Sehen Sie, mein Lieber; ich habe nicht einmahl den Schatten von dem Gedanken, als ob mein guter Graf mich nur ein bißchen vergessen könnte. Nein, nein, Sophie weiß — ach ja! sie weiß, daß Sie mich noch mehr lieben, als ich je im Stande seyn werde. Ja, ja, ich weiß, ich weiß alles, alles! mein Lieber, Guter!“

„Adieu denn, mein bester, mein einziger Freund, leben Sie recht wohl! Bis auf Wiedersehen. Ach! sonst immer nur eine Nacht dazwischen — und jetzt — Aber ich tröste mich mit der Hoffnung. Ich habe alle Stunden, alle Tage gezählt, ich streiche die verfloßenen regelmäßig aus, das Zettelchen steckt hinter Ihrem Bilde, und dann küß' ichs allemahl zur guten Nacht. Ich will —“

„O da — da kommt Ihr schöner lieber Brief — Ach! was ich für eine Freude habe. Wer's nur ausdrücken könnte! O! So wird wieder eine Woche vergehen, und wieder eine, wie die kleinen Wellen hinschießen.“

„Ich singe und tanze vor lauter Freude, ich will die Tour de Tranchée machen, ich will mich auf Ihr Bänkchen setzen — Ach, Sie schreiben mir doch bald wieder? — Ja, ja, Sie haben's wohl gefühlt! — Aber nun will ich auch nicht mehr weinen — Nein, nein, mein lieber Carl muß mich recht munter finden. Ach! mein theuerster, bester Graf, leben Sie wohl, leben Sie tausendmal wohl — ich küsse Ihren Namen an jeder Stelle.“

Sophie Gr. v. G —

## XII.

Was gleicht der Seligkeit, zu lieben,  
 der Seligkeit, geliebt zu seyn? Da fließt  
 Wesen in Wesen, Seele in Seele über, eines  
 in das andere versenkt, eines mit dem an-  
 dern vermählt.

Göttliches wonnevolles Gefühl! Hohes  
 entzückendes Bewußtseyn! Ein Geschöpf, das  
Theil an dir nimmt, das dich heraushebt  
aus der Menge, und in seinem Herzen ver-  
schließt!

Alles für Sie, alles für Ihn, in  
 einander lebend und webend, ein Seyn,  
 ein Gedanke; einziges Ziel der Hoffnun-  
 gen, reizender Spiegel der ganzen Welt, kost-  
 bare Schatz in der stillen Brust, einziger  
 Trost des bittersten Grams.

O Natur, o Empfindung! Kein Wort,  
 keine Sprache bezeichnet dich! Was das Ent-

zücken der Begeisterung stammelt, ist nichts  
als der Nachhall schwindender Harmonien.

### XIII.

Ich lebe, wie in einem Feenlande, ich  
bin nicht in A., ich bin in Genf. Ich seh'  
euch alle, ihr Gebürge! ich grüße euch jeden  
Morgen, dich, blauer See, und dich, mein  
schönes Thal! —

Und weiß mein Freund, wie das zu-  
geht? Das steht alles in meinen Augen.  
Da seh ich die Wolken am Ende des Hori-  
zontes — das bildet die Alpenkette; der  
große Teich wird auf einmahl zum See,  
sobald ich nur hinblicke; die vielen Thurms-  
spitzen von D —, das ist die Stadt; die  
Wälder, auf denen der Nebel liegt, der  
Savoie und der Jura.

Du lächelst? Aber es ist doch wahr.  
Sieh, Leopold! Die Phantasie hält sich an

alles, und was sie schafft, das belebt mein Herz.

Da wandle ich denn hinaus in meine Schöpfung, und sehe die Sonne hinter meinen Alpen untergehn. O es ist täuschend, ich sage dir's, das Spiel der Farben, die Strahlenbrechungen, und wenn die Abendröthe sich sanft herabsenkt!

Wenn ich dann so auf dem freyen großen Rasenplatze da stehe, meine Augen auf das entzückende Schauspiel geheftet — dann ruf ich mit Wollust aus:

„Ewige Liebe, die ganze Welt ist dein! Von Pol zu Pol durch dich beglückt, ruht alles unter deinen Flügeln!“

#### XIV.

Der Onkel ist doch gut, und ich habe ihn gewiß erkannt. Heute sprachen wir von

der bewußten Sache, ich ließ ein Wort von deiner Aeußerung fallen.

„Verzeihen Sie mir, lieber Vetter“  
— sagte er — „Ich habe mich übereilt. Ich war nur halb unterrichtet. Aber nun seh' ich wohl, daß Gräfin G — die glücklichste und schicklichste Partie für meinen lieben Vetter ist, die man finden könnte. Ich bitte Sie nur noch um ein Paar Wochen Aufschub, lieber Freund, um eine gewisse andere Sache zu beendigen, alsdann wollen wir mit der da bald zu Stande kommen.“

Ich gestehe es, Leopold, ich wollte wohl lieber heute, als morgen; aber es ist doch immer meines Vaters Bruder, und er bietet ja. In acht Wochen kann man noch viel abmachen. Nicht wahr? — Also heiter, und keine Klage.

XV.

Heute habe ich mir ein schönes Gemälde gekauft, das ich mitnehmen will. Eine Mutter stillt den Säugling; zu ihren Füßen spielt der ältere Knabe, und klingelt dem Kleinen vor.

Es ist ein unbeschreiblicher Ausdruck von Liebe und Zärtlichkeit in dem Gesichte der Mutter. Sie blickt mit holder Scham auf den Säugling herab, und doch spricht wieder ein edler Stolz aus ihren Augen, und ein unbeschreibliches unnennbares Etwas.

Es ist, als ob der Augenblick in ihrer Seele alle die Erinnerungen des seligen Genusses und des schmerzlichen Gebährens vereinte, als ob sich alle Wünsche, alle Hoffnungen der Zukunft auf einmahl darin spiegeln. —

Ich habe das Gemählde unter Sophiens Bild gehangen, ich blicke beide wechselseitig an, und sie stießen in meiner Phantasie in eines zusammen. Ach, Leopold, ich mag wohl der größte trunkenste Schwärmer in der Welt seyn, aber dafür liebe ich Sie auch mit einer Wahrheit, mit einer Innigkeit!

O, wenn die Liebe über dem häuslichen Leben schwebet, welche himmlische Geühle, welche Seligkeit! Welche Aufmunterung zum Guten, welcher Eifer zur Vervollkommnung!

Wahrheit und Tugend, Güte und Sanftheit — o mein Herz hat euch auf ewig gehuldigt! Ihr sollt ihm den Adel und die Reinheit geben, die der Ihrigen würdig ist. Ihr Lob zu verdienen, Ihrer Achtung nie unwerth zu seyn, Ihre zärtliche

Freundschaft ewig zu behalten, das ist mein Ehrgeiz und mein einziger Stolz!

XVI.

Es stürmt und regnet; aber was kümmert mich das? Ich bin froh und heiter, denn bald flieg' ich wieber zu ihr.

Ich blicke zum Himmel auf, der Sturm jagt die Wolken, und der Regen fließt in Strömen herab.

Ach so find' ich doch überall nur mein Herz wieder, so mahlt doch meine Seele sich in der ganzen Natur. In diesem Hinschweben der Wolken, in diesem Zusammenfließen der Regentropfen, überall seh' ich nur Frieden und Folgen, Harmonie und Weisamenseyn.

Und der Wechsel des Wetters, wie der Sturm sich legt, wie der Regen aufhört, wie  
II. Theil. E

sich's aufhellt — erst nur hier und da ein kleiner Strich, bis zuletzt alles im Sonnenglanz lacht.

Bild meines Schicksals, du sprichst leis und sanft zu meinem Herzen! Ach, Sophie, wenn ich wieder bei dir bin, dann blühen die Blumen, dann rauschen die Pappeln wieder, dann schwimmt alles in süßer Ruh, zärtlich und liebevoll!

## XVII.

Der Onkel ist verreist, ich habe in einer Schrift von Sterne gelesen. Ich finde da eine herrliche Stelle, die mir aus dem Herzen geschrieben ist. Er redet von der weiblichen Eitelkeit.

„I love you for this“ — sagt der liebenswürdige Schriftsteller — „and 'tis this delicious mixture within you, which makes you dear creatures, what you are — and he, who hates you for it, all

I can say of the matter is — that he has either a pumkin for his head, or a pippor for his heart.“ \*)

Du hast Recht, lieber Yorik. Es ist die Blüthe der süßen holden Reizbarkeit, mit der jedes Weiberherz geboren wird. Ach, sie leben nur durch das Gefühl, sie lieben, so wie sie zu denken anfangen, ohne zu wissen, wie, ohne zu wissen, was.

Liebe ist ihre einzige Bestimmung, ihres Lebens wichtigster Plan, Zärtlichkeit ihre einzige Tugend, Treue ihre seligste Pflicht.

\*) Nach einer freien Uebersetzung: Nein, eben eben darum liebe ich euch; und diese holde süße Mishuna, sie ist's, die euch theure, zärtliche Geschöpfe zu dem macht, was ihr seyd. Und wer euch darum haßt — ich habe nichts dazu zu sagen, aber sein Kopf ist hohl, oder sein Herz ein Schwamm.

Alle süßen sanften Gefühle; alle holden zarten Empfindungen keimen still und schön in der weiblichen Brust. Ihre Rosen bekränzen das Leben, ihre Spiele verscheuchen den Gram; selige Wollust schenken ihre Reize, ewige Liebe ihr zärtliches Herz. —

Sieh, Sophie! Um deinetwillen liebe ich das ganze Geschlecht. Tausende mögen es sagen, keiner kann fühlen, wie ich.

### XVIII.

Schon sieben Wochen! — Ich habe ihr nun zum zweitemahle geschrieben, ich warte täglich auf Antwort.

Leopold, ich gesteh' es, ich möchte müthig werden, daß der Onkel noch immer keinen Entschluß faßt. Wohl klagt er täglich, wie unangenehm es ihm sey, spricht von Beendigung einer gewissen andern Sache,

und so vergeht Tag für Tag, und eine Woche nach der andern.

Freund, ich bin traurig, ich leugne es nicht. Die Einsamkeit unsers Hauses, die unfreundliche Bitterung, die Sehnsucht, mit der ich die Stunden zähle, die Anstrengung, mit der mein ganzes Wesen nun auf einen Punkt gerichtet ist —

Ach mein Freund, ich verzehre mich durch mein eigenes Herz, ich habe meine ganze Hoffnung nöthig, um nicht völlig muthlos zu werden.

Könnte ich dich nur sehen, könnte ich dich nur sprechen! Aber wir sind zu weit entfernt. Ach! mein Leopold versteht mich allein. Der würde mich trösten, der würde mit mir von der Zukunft sprechen, dem könnte ich alles, alles noch einmahl erzählen, und so verginge die Zeit.

XIX.

Heute kam eine Frau zu mir. Ich sollte ihr rathen, wie sie von ihrem abwesenden Sohne Nachricht einziehen könnte. Er hätte seit vier Jahren nichts von sich hören lassen. — Ach, er war so gut, er arbeitete so fleißig — sagte sie, und weinte laut.

Was ist's, das über Zeit und Entfernung erhaben das Bild des Geliebten allgegenwärtig und in ewiger Klarheit erhält?

Ach du bist's, stille zärtliche Erinnerung, du verschließt dein Andenken in der treuen Brust, und deine Hand sicht unverwelkliche Rosen um sein Bild.

Kummer, der die Liebe beuget, Thränen, die dem Theuren fließen — ihr seyd Nahrung für die Zärtlichkeit; und die Seele,

die um den Geliebten leidet, schließt sich nur noch inniger an ihn.

XX.

Ich blicke hinaus auf die beschneiten Felder, ein weites unermessliches Gefild; Stille der Mitternacht, und der Mond unter den glänzenden Sternen.

O Sophie! du denkst gewiß auch jetzt an mich. Gewiß, gewiß! denn mir ist so wohl und so selig. Ich bin so frei und so heiter, so ruhig, so hoffnungsvoll.

Sieh, ich stehe hier und sinne voll Denkens und Dichtens nah und fern, hin und her; auf meinen Gedanken dahin schwebend in süßem Bogen und Wallen, wie der Mondstrahl über dem Thale. Ich sehe dich an deinem Fenster stehen, mir ist's, als träte ich zu dir hinein, und nun wär' alles vollendet und alles am Ziele.

Und dann schweb' ich wieder über der  
beschnittenen Hütte des Lappen, und der eisi-  
gen Küste des stillen Meers, denn ich las  
ja die Reisen mit dir. O Sophie, auch  
da, auch da wohnt die Liebe, und mitten  
in der starrenden Natur, und in der halb-  
jährigen Nacht Sibiriens.

## XXI.

Heute habe ich eine lange Unterredung  
mit dem Onkel gehabt. Nach einem sehr  
räthselhaften Eingange von unangenehmen  
Nachrichten, lästigen Aufrügen, kam es  
endlich heraus.

„Die — machen Schwierigkeiten. Mit  
denen würden nun der Herr Wetter am ersten  
zu Stande kommen, wenn er etwas nach-  
lassen wollte. Es ist freilich keine Kleinig-  
keit, und der Herr Wetter müssen auf  
die Zukunft denken, die Familie kann stark

bei Denselben werden. Ich könnte auch dem Herrn Better als ein ehrlicher Mann nicht directe dazu rathen, aber freilich, wie gesagt, wenn Dieselben die Sache gern zu Ende bringen wollen.“

Und das Ende vom Lied — sagte ich — Ich gehe alles ein; die Kleinigkeit macht mich noch nicht arm, mein Herr Oncle. Nur bitte ich um Beschleunigung. —

„Leider, leider! geht das nicht so geschwind, und kann nicht so geschwind gehen. Sähe es ein Mensch gern, so wär' ich's, um meines lieben guten Better's willen, aber wie gesagt, und ich bedaure es von Grund meines Herzens, ich muß es gerade zu erklären, ein Paar Monate können immer noch hingehen; es ist in den Canzleyen gar zu viel zu thun.“

Leopold! Was sagst du? Noch ein Paar Monate! O das ist hart; bei Gott, sehr

Hart! Und doch, was will dein armer Freund machen? Zu Stande muß die Sache doch kommen. — Ich will den Muth nicht verlieren, ich will mir alles alles gefallen lassen, o der Lohn wird so süß seyn.

Sieh! die Aufopferung der tausend Thaler kostet meinem Herzen nichts. Einmahls wissen wir beide, daß ich das wenig fühle, und dann thur's so wohl, um ihrentwillen etwas verlieren. Ach, Sophie! deine Zärtlichkeit ersetzt mir alles, deine Liebe macht mich reicher, als die.

XXII.

Ich muß ihr schreiben. Hier lies, Vertrauter meines Herzens!

„Meine beste, meine ewig theure unvergeßliche Sophie!

„Was machst du? Wie lebst du? O mein Herz ist immer bei dir. Es ist kein

Augenblick, wo ich nicht einmahl an dich dächte, wo dein Bild nicht lebhaft vor mir stände. Ich nenne deinen Namen tausendmahl des Tages, ich gehe nur schlafen, um von dir zu träumen.“

„Ich dachte, meine Theure wird ihren armen Carl durch eine Antwort trösten. Ach, meine Liebe! Ich wandte, wie in einer Wüste, eine Zeile von dir würde den Lebenden erquicken. Meine Phantasie hat die ganze hiesige Gegend zu der deinigen gemacht, ich lebe nur in meinem Herzen, das heißt, in meiner Liebe und in dir.“

„Meine Geschäfte gehen gut, aber ich habe noch etwas auf dem Herzen. Meine beste Sophie weiß, daß ihr alle meine Gedanken angehören, sie glaubt mir, daß ich nur einen Wunsch habe, sie beurtheilt mein Herz nach dem ihrigen.“

„Und doch, so sehr ich auch darunter leide, so wehe es mir thut, o meine Beste, wirst du mir verzeihen? Ich kann vor Ende des März'es noch nicht abreisen. Es ist eine der Bedingungen unsers Schicksals, und der glückliche Zeitpunkt zögert nur, um uns mehr zu beseligen.“

„Ach, meine theuerste, liebste Sophie! Könnte ich doch unsichtbar über dir schweben, wenn du diesen Brief erhältst! Könnte ich doch deine Mienen beobachten, deine Blicke belauschen, und hören, was du sagst! Ob du zürnen, ob du zweifeln wirst?“

„Mein, nein, nein, es ist nicht möglich! Unsre Herzen verstehen sich ja. Wir sind ja so sicher eines von der Liebe des andern; also hinweg, ihr Besorgnisse, hinweg, ihr ängstlichen Zweifel!“

„Sieh, meine theure, meine ewig geliebte Freundin! ich komme mit dem Früh-

ling zurück. Wenn die Laube wieder grünt,  
die Nachtigallen wieder die Liebe singen, und  
die Blüthen deine Locken schmücken, o dann  
eil' ich in die Arme meiner treuen Sophie,  
und dann auf ewig so!“

Carl Gr. K.

XXIII.

Ich ritt nach K—. Auf dem Wege be-  
gegnete mir ein kleines nett gekleidetes Mäd-  
chen. Nun lächle nur wieder, mein alter  
Freund! Sie sah mich an; rathe einmahl,  
wem sie ähnlich sah.

Ei, mein Gott, welche Aehnlichkeit könnte  
denn auch bei einem Mädchen wohl Werth  
für mich haben, wär' es nicht mit meiner  
lieben Sophie?

Also — „Woher bist du denn, mein  
Edelherchen?“

„Von L —“

„Und wie alt bist du denn?“

„Zwölf Jahr, gnädiger Herr, zwölf Jahr.“

„Ei, sieh doch, das ist schon ein hübsches Alter; da wirst du bald ein Bräutchen werden?“

— Sie schwieg und schlug die Augen nieder. —

„Du hast doch wohl schon einen kleinen Bräutigam?“

„Je nun, wenn wir spielen —“ sagte sie schmunzelnd.

Da stieg ich ab, schloß sie in meine Arme, drückte ihr einen Kuß auf die rothen vollen Lippen, und gab ihr ein schönes blankes Achtgroschenstück.

Mir war in dem Augenblicke so wohl; ich glaubte sie zu küssen. Ach! es war mehr, als das todte Gemählde. Es war doch ein Geschöpf mit Leben und Empfin-

dung; mit ihrem Lächeln, ihrer Sprache, ein holdes süßes Geschöpf mit einem Herzen im Busen.

O Leopold! Was ist das für ein unerklärlicher Zauber, den der Herr der Menschen in die Bildung gelegt hat? daß ein Blick die Seele entfaltet, ein Blick Liebe um Liebe gesteht, Herzen um Herzen tauscht?

Freude und Wehmuth, Mitleid und Güte, Tröstung und Milde — alle die leisen Empfindungen, alle die holden Gefühle, Zutrauen und Hoffnung, Zärtlichkeit und Treue, spiegeln sich klar und schön in dem süßen Gesichte. Und ein Blick von ihr! O ich rufe mit meinem zärtlichen Tasso:

— Volgi, deh volgi

a me quegli occhi, onde beata bei. \*)

\*) Nach einer freien Uebersetzung: „Ach wende, wende den süßen Blick auf mich, voll Him-  
melseligkeit!“

XXIV.

Ich öffnete das Fenster. Es war nach Mitternacht. Ehe ich schlafen gehe, muß ich immer noch einmahl in die hohe freie Natur hinaus sehen. Es ist mir dann, als käme ich Sophien näher, als schwebte ich hin zu ihr, wie die Luft bei mir vorbei wallt.

Der Sturm braust, der abnehmende Mond blickt durch die zerrissenen Wolken, hie und da gehen die Sterne unter, über den Thälern schweben die düstern Schatten dahin, wie stiehende Riesengestalten, und in der Ferne donnert der Strom.

Ueberall nichts, als Wechsel und Aenderung, Fülle und Leere, Kommen und Gehen, Seyn und Verschwinden, Zerstreuen und Sammeln, Scheiden und Wiedersehen.

O so tobe denn, Sturm! fliehet, ihr Wolken, rauschet, ihr Fluthen, verlöschet,

ihr Sterne! Die Augenblicke eilen, wie ihr,  
einer dem andern nach, Stunde an Stun-  
de, Tag an Tag, bis der letzte erscheint.

Ha! Sophie, der letzte im Grabe,  
und der erste in deinen Armen!

## XXV.

Ich stelle mich wie in den Mittelpunkt  
des Ganzen, ich wage es, in das Labyrinth  
zu blicken, welches wir menschliches Le-  
ben nennen.

Welche Verbindungen, welche Verwickel-  
ungen! Welch ein Gewebe von Kräften  
und Thätigkeiten, welch ein Streben und  
Drängen, Strömen und Fluthen durch ein-  
ander!

Wie sich alles durchkreuzet und wieder  
verknüpft, alles jetzt theilet und wieder  
verbindet! Wie da Eines in das Andere

II. Theil.

D

greift, Eines aus dem Andern folgt! Welche Verschiedenheit, und doch welcher Einklang! Welche Absonderung, und doch welcher Zusammenhang!

Aber wo ist das Ende alles des Strebens? Wo ist das Ziel aller der mühevollen Thätigkeit? —

Ach! das schwachtet alles nach Liebe!  
Ach! das eilt alles dem Schooße der Ruhe zu! —

## XXVI.

Schlafengehn! — Des ist doch ein unennbares Gefühl in diesen Worten verborgen!

Schlafengehn! — Die Nacht tritt zwischen Heute und Morgen, zwischen Gegenwart und Zukunft! Die Nacht verschließt Gestern in das Dunkel der Vergangenheit. Dann ist alles vergessen, alles

geendigt, alles verhüllt. In der Nacht wächst es, und keimt in ewiger stiller Wirksamkeit, schafft und bereitet, daß wir es am Morgen finden!

O Sophie! Gute Nacht denn! Ich will schlafen gehn! Gute Nacht denn, Gram und Kummer, Thränen und Sehnsucht, gute Nacht! Ich will schlafen, bis mein schöner Morgen anbricht.

## XXVII.

Ach, mein Lieber, ich bin sehr traurig! Es ist heute der letzte Januar, keine Zeile von ihr, und in der bewußten Sache so weit, als vor vier Wochen. Man häuft Schwierigkeiten auf Schwierigkeiten, das ist ein Gewebe von Formalitäten zum Tollwerden.

Aber das möchte noch alles seyn, wenn ich nur wüßte, wie sie lebte. Es ist doch grausam; aber was sag' ich? An ihr liegt die Schuld gewiß nicht. Es sind so viel mögliche Fälle — nicht wahr, mein Lieber, du bist ganz gewiß auch meiner Meinung?

Gleichwohl quäle und ängstige ich mich über alle Beschreibung. Ich bin ungeduldig bis zum Sterben, und ärgere mich dann wieder, daß ich es bin. Kaum hör' ich einen Fußtritt vor dem Zimmer, so denke ich: da ein Brief von ihr, und so täusch' ich mich von früh bis in die Nacht.

Ach! so verliert man sein Leben, so möchte man gern weiter, und wird bei jedem Schritte aufgehalten; so stirbt man immer in der Hoffnung des Genusses, ein ewiger Wechsel zwischen Emporarbeiten und Zurücksinken!

XXVIII.

Ich sah aus meinem Fenster; du kennst die freie Aussicht auf die Landstraße. Der Abend brach an, der Himmel wurde düster. Von allen Seiten eilte noch alles dem Dorfe zu, und am Wirthshause zur Linken spannten die Fuhrleute aus.

Aus den Hütten stieg der Rauch auf, die Lichter schimmerten aus den kleinen Fenstern, die Thüren wurden zugemacht, und süße Stille sank auf die Gegend.

Ach! So hat alles seinen Tag verlebt, und ist nun für heute am Ziele! Die Sonne ist untergegangen, die Heerden sind heimgezogen, das Roß ist ausgespannt, der müde Fuhrmann sitzt bey seinem Mahle. —

Ach! das freut sich alles der Ruhe, und ich allein, ich allein irre mit meinem Herzen herum, und suche dich, Sophie! O

wenn wird das enden? Wenn werde ich sagen können: Nun?

### XXVIII.

Heiter, und keine Klage. Ich habe von ihr geträumt, ich habe sie gesehen. Nur getrost! Es muß doch nun enden; es hat nun doch am längsten gewährt.

Ich sah sie am See sitzen, still in sich vertieft; sie wand einen Kranz und sang dazu. Jetzt blickte sie auf, erkannte mich und schrie laut vor Entzücken. Ich stürzte in ihre Arme, ich drückte sie an meine Brust — Ach! da erwachte ich!

Aber der Traum hat mir ihr Bild wieder so neu, so lebendig gemacht, es ist mir, als wär' ich erst gestern von ihr weg; ich bin wieder so ruhig, so heiter, so hoffnungsvoll, es ahndet mir, ich erhalte heute gewiß einen Brief.

XXX.

Ach, wie schnell reihen sich Stunden an Stunden, und wie fröhlich bieten sich die Tage die Hand, wenn sie der Hoffnung entgegen gehn!

O wie schnell vergift man dann alles, alle Thränen, allen Kummer, alle Sorgen, allen Gram, jede Mühe, jeden Schmerz! O wie lebt man dann so selig und so himmlisch in sich, in reinem göttlichen Selbstgenuß!

Von tausend holden Bildern umgaukelt, von tausend seligen Gefühlen durchströmt, überläßt sich die Seele, unvermögend zu wählen, in süßer wollüstiger Ermattung dem Ströme der Gedanken, wie die Rosenblüthe auf den klaren Wellen des Vaches stüthet.

XXXI.

Vor zwei Tagen war ich so glücklich, und heute schon wieder ein neuer Unfall.

Der Onkel hat einen Anfall vom Schlage gehabt, die ganze rechte Seite ist gelähmt — und morgen sollte der letzte Termin seyn.

O Leopold! So hat sich denn alles, alles wider mich verschworen, und keine Zeile von ihr.

Es muß etwas Schreckliches in mir vorgegangen seyn; ich habe keinen Augenblick Ruhe. Es ist ein Drängen und Treiben in meinem Blute, das mir nichts Gutes weißsaget.

Ich komme mir vor, wie ein Verbannter, der unstät und flüchtig umher irrt, auf den sie alle lauern, der sich vor seinem eigenen Schatten fürchtet. Es ist mir, als ob ich eine Centnerlast auf dem Herzen trüge, als ob mir's jeden Augenblick das Herz abdrücken wollte. Ach Gott, Gott! Ich bin so unglücklich, und ich weiß nicht, warum.

XXXII.

Es ist alles vorbei! Es ist klar; es ist  
alles vorbei!

Heute Morgen um neun Uhr, meine  
Hand zittert. — Hier! — Es ist alles vor-  
bei, alles, alles!

XXXIII.

„Mein Herr Graf!

„Ich habe die Ehre, Ihnen meine Ver-  
bindung mit dem Marquis von E — zu mel-  
den, und ersuche Sie also, unsern bisherigen  
Briefwechsel mit diesem Billet als geschlossen  
anzusehn. Ich habe die Ehre, zu seyn u. s. w.

Sophie Marqu. v. E.

geb. Gr. S —.

XXXIV.

— Verbindung, und ein Anderer! Ha,  
Falschheit! Ha, Verrätherei! Meineidige,

Treulose! Ist es möglich? Ist es wahr?  
Ein Anderer, ein Anderer? Und sie! Und  
so viel Liebreiz! Und in seinen Armen?  
Und ich ganz vergessen; rein und ganz, mei-  
ne Liebe, meine Zärtlichkeit? Und für mich  
alles verloren, alles, alles!

Ein Anderer! Ein Anderer! Und Tri-  
umph und Freude! Ha, warum kann ich  
ihn nicht durchbohren? Warum soll er leben,  
da ich sterbe? O Gott, allmächtiger Gott!  
Das ist der Lohn für so viel Liebe! Das ist  
das Ende, und die schreckliche Entwicke-  
lung, und darum schrieb sie nicht!

So bin ich erwacht! So ist die Ver-  
blendung von meinen Augen gefallen! Ach!  
So ist alles, alles vorbei, so ist alles, alles  
verloren, der Traum meines schwärmerischen  
Herzens dahin, alle Blüten verwelket, alle  
Fäden zerschnitten. Tod und Verzweiflung,  
schwarze Nacht und Höllequal!

O, ich bin krank, mein Leopold, sehr krank. Bete du für mich — es wird — ja —

XXXV.

So weit hatte der unglückliche Graf geschrieben, als er ohnmächtig vom Stuhle sank. Man brachte ihn zu Bette, und der Arzt fand alle Symptome eines hitzigen Fiebers. Ich sage nichts von seiner Krankheit, nichts von seinen Phantasien, seinen Leiden, seinen Schmerzen — fühlendes Herz, du kannst es errathen.

Zwei gefährliche Rückfälle, die er doch überstand, machten seine Erhaltung zu einem wahren Wunder. Ob er sich nun gleich zu erholen schien, befürchtete sein sehr geschickter Arzt doch eine allmähliche Abzehrung, die keiner Kunst weichen würde.

Von der Gemüthsstimmung des Grafen folgendes Fragment zur Probe.

XXXVI.

Ich fühle, wie mein Leben verglimmt; ich will die kurze Zeit noch mit meinen süßesten Erinnerungen ausfüllen; ich will, ihr Bild auf meinem Herzen, klaglos hinüberschlummern.

Ach, wenn sie mich auch nicht mehr liebt, liebte sie mich nicht einmahl? War ich's nicht, der ihr Herz allein erfüllte, dessen Bild allein vor ihrer Seele stand? O, gewiß, gewiß, sie dachte einst zärtlich an mich; sie war das einzige Wesen, das Antheil an mir nahm, und dafür, dafür schon will ich sie ewig lieben.

Ach, Sophie! Du hast mir sehr weh gethan! Du lässest mich Tropfen für Tropfen verbluten, aber ich kann dich doch nicht hassen; ich könnte mir keinen bitteren Gedanken an dich verzeihen; mein Herz entschuldigt dich doch jeden Augenblick.

Mein, Sophie! Ich kann dich doch nicht vergessen! Du bist doch noch immer auf der Erde das einzige Weib für mich. Du hast mich verkannt, aber ich verzeihe dir alles. Du hast mich einen Augenblick so unaussprechlich beseligt; das muß mir genug seyn, und dafür müßte ich dich schon lieben, und dafür will ich dich ewig lieben.

XXXVII.

Der Graf schien sich nach der Besorgniß des Arztes allmählich zu verzehren, als der Onkel, der sich bisher leidlich befunden hatte, einen neuen Anfall vom Schlag bekam.

Es war Abends nach neun Uhr; er hatte sich in das Zimmer des Grafen tragen lassen, und sie sprachen mit einander. Andreas, des Onkels Bedienter, stand hinter ihnen. Auf einmahl schrie der Onkel: „Mein

Jesus, ich sterbe! Andreas, die Paptere!<sup>66</sup>  
Mit diesen Worten sank er vom Stuhl her-  
ab, indeß der Graf ohnmächtig wurde.

XXXVIII.

Ihr erlaßt mir die Beschreibung des  
Leichenbegängnisses, und des Uebrigen, was  
solche Fälle zu begleiten pflegt. Wer könnte  
sich das nicht denken? Ich finde wieder ein  
Brieffragment des Grafen. Er schildert  
seine Lage.

XXXIX.

Leopold! Ich weine über mich selbst,  
ich betrachte mich mit einer Wehmuth, die  
mir das Herz bricht. Es ist heute der sie-  
benzehnte Junius! Heute vor einem  
Jahre — Es war das erstemahl — Ich  
war der seligste, der glücklichste aller Men-  
schen, und heute! —

Ach! wo soll ich Worte hernehmen, welche Sprache soll ich erfinden, um dir das schreckliche seelenpressende Gefühl zu schildern, das mich bei diesen Erinnerungen ergreift! — — Es ist, als ob ich mein Herz absterben fühlte, als ob eine gewaltsame Hand etwas aus meinem Innern herausgerissen hätte; ich sehe mein Leben von Stunde zu Stunde verrinnen; und ich steue mich, wie ein Verzweifelter.

Ach, du guter Onkel! Du bist mir vorangegangen, und dir ist wohl. Du bist aller Leiden los. Du hast alles hinter dir. O bald, bald werde ich auch bei dir seyn.

Was ist der Mensch und seine Hoffnungen, seine Wünsche, seine Freuden? Ist's nicht der Schatten eines Traumes? Wer kann sagen: ich bin glücklich, daß ihn nicht die kommende Minute widerlegt! Ach ich zweifle, ob ich auch derselbe bin, ob ich das

alles nicht in einem Buche gelesen habe, und so mich selber täusche.

Mit diesen Augen sah' ich dich, Sophie, und sie werden sich bald auf ewig schließen; mit diesen Armen drückt' ich dich an dieses Herz, und sie werden in Staub zermodern; diese Lippen haben dich geküßt, dieses ganze Wesen hat in Entzücken gezittert, und nun wird alles, alles verschwinden, als wär' es nie da gewesen!

O so ist alles, alles für mich verloren! Und daß ich je vom Glücke träumen konnte! Aber doch! Du allein, du allein, Sophie, hättest mich glücklich machen können; aber es hat nicht seyn sollen; und du glaubst einen Würdigern gefunden zu haben.

Sieh, ich sterbe mit einem liebenden Herzen, und mein letzter Hauch soll ein Seufzer für dein Glück seyn. O, vielleicht wirst auch du einmahl in deiner Todes-

stunde an mich denken; vielleicht wirst du dir dann mit Thränen gestehen: Carl war doch gut, und er liebte so wahr.

XL.

Ha, Bosheit! Ha, Betrug! Ha, schändliche Verrätherei! O Gott, o Gott! Was ist das für ein Labyrinth! Was ist das für ein schreckliches Geheimniß! Welche teuflische Cabale, welche höllische List!

O Gott! Ich kenne mich selbst nicht mehr, ich bin halb wahnsinnig. Schicke deinen Donner herab, Allmächtiger. Vernichte mich! — Alles, alles — die letzte Spur — und kein Gedanke mehr!

XLI.

Zwey Tage hab' ich getobt! Meine Kräfte sind erschöpft, eine dumpfe Stille hält

II. Theil.

G

mich abgespannt, jetzt will ich versuchen, ob ich dir's erzählen kann.

Du weißt, Andreas — seit acht Tagen weinte er unaufhörlich. Das that meinem Herzen wohl. Ich versprach ihm den Lohn auf Lebenslang.

Vor drey Tagen läßt er Abends zu mir schicken, es war nach eilf Uhr, ich hatte mich noch nicht nieder gelegt, denn ein schreckliches Gewitter zog auf. Er wolle mir was Wichtiges entdecken, hieß es. Vielleicht hat er noch ein Anklagen, dachte ich, und ging. Ich fand ihn blaß und seufzend auf dem Bette; er ließ die Andern hinaus gehen.

Ach — hub er an — ich bin ein großer Bösewicht! Nein, Sie können mir nimmermehr vergeben! Nein, nimmermehr —

Mein Gott! Was will er denn? Was sagt er da? —

Denken Sie nicht, daß ich nicht richtig bin; nein, ich weiß wohl, was ich sage. Ach, Herr Graf, ich dachte nicht, daß Sie so gnädig seyn würden. Aber es ist doch wahr, und ich Bösewicht habe es nicht verdient — und habe —

Hier fing er bitterlich zu weinen an. Ich stand wie versteinert — Er fuhr schluchzend fort:

Sobald der alte Herr todt war, schlug mir mein Gewissen. Das ist nicht so umsonst geschehen, und ich habe es wohl gedacht. Ach, es hat mir's Herz gebrochen, als ich sah, daß der Herr Graf so gnädig war. —

Aber, Gott im Himmel, was soll das Alles?

Da bückte er sich, und zog unter seinem Bette ein kleines versiegeltes Päckchen hervor.

E. a. v. m. g. d. m. h. g.

Hier, das hab' ich verbrennen sollen; es waren des Herrn Onkels letzte Worte; aber es hat mir die Hand zurückgehalten, und ich könnte nicht ersterben, und es muß heraus. Ach, Gott wird mir vergeben, wenn Sie's nicht können. Ach, wenn ich gewußt hätte, daß Sie so gnädig wären, und daß Sie's so angriffe — Ach, Gott im Himmel erbarme sich über mich, Sie können mir nimmermehr vergeben.

Andreas, denkt er, daß ich kein Christ bin? Sey er ruhig, ich will sehen, was es ist —

Aber in dem Augenblicke kam es über mich, wie Hölleangst. Das Gewitter war herangekommen, ich ließ mich in mein Zimmer zurück leuchten, auf einmahl Blitz und Schlag, als traf' es ins Schloß: der alte Christian ließ den Leuchter fallen, ich stürzte ohnmächtig nieder.

O Gott, laß mich abbrechen — Wie werde ich dir das übrige erzählen?

[XLII.]

Da lies, lies, das hab' ich gefunden.

A.

„Endlich, lieber Herr Schwager, ist der Wetter Carl, es war gestern Abends zur Nacht, angekommen, nachdem ich denselben über drei Wochen vergeblich erwartet, wie ich von dem Kammerherrn, an den er immer schreibt, heraus gelockt hatte. Ich sah' es dem guten Jungen nun wohl gleich an der Stirne an, daß es im Granio spuke, und daß seine französische Damsell ihn zu einem ganzen Narren gemacht hatte, da er vorher nur ein halber war, welches ihm schriftlich gegeben; indessen verstellte ich meine Sebehrde, und redete ihn — verstehen Sie, Herr Schwager — mit Freundlichkeit an, um das Wie

und Wenn der Affaire recht en fond \*) zu erfahren.“

„Darauf beichtete denn nun der Jünger, und wollte vor lauter Narrenspossen untkommen. Die französische Jungfer mag wohl kein Murrelchier seyn, das hört man nun wohl, denn der Herr Schwager wissen, daß er verdammt ekel ist. Man hat's gesehen bei der C\*\*, die doch wahrlich wie kein Haubensstock aussieht, und wo ihm die Zähne nicht weiß genug waren.“

„Ich hörte das nun alles so, mir nichts, dir nichts, an, als ob mir's große Freude und Herrlichkeit wäre, aber ich kann's nicht leugnen, Herr Schwager, im Herzen überließ mir die Galle. Warte du, Bursche, wollen dich kriegen, wollen dich's lernen. He! seine väterlichen Güter für das halbe Lum-

\*) Soll heißen: à fond.

pengeld zu verschleudern, um seine verfluchte  
Compagne de plaisir \*) wissen. Nein, mein  
alberner verliebter Herr Adonis, daraus  
wird nichts!“

„Aber hören Sie nur, Herr Schwager,  
wie der Bursche selber ins Garn lief. Es  
währte nämlich nicht lange, so kam ein  
Briefchen an, stank nach lauter Ambra und  
Liebesseuffzern, wie ich freilich nachher erst  
erfuhr, wie Sie aber gleich hören werden.  
Denken Sie nur, Herr Schwager, der ver-  
liebte Ritter aß vor lauter Freude nicht, wie  
ein Auerhahn in der Falzzeit lief er umher,  
sah nicht und hörte nicht. Ich habe, hol's  
der Guckuck, einen Aegerger gehabt, ich hätte  
mit Füßen hineinspringen wollen; verbrannte  
mir, Gott straf mich, der halbe Nehrücken.“

\*) Soll heißen Campagne oder Landhaus.

„Das war aber auf eine andere Manier recht gut, denn denken Sie nur, bei seinem Herumirren hatte er das Billet Douce \*) im Garten verloren, und nach Fische brachte mit Andreas den Wisch. So viel ich von dem Getrigel lesen konnte, und das Französische war mir doch so so noch bekannt, stand nichts als verliebte Floretten \*\*) darin.“

„Wie ich nun den verdammten Wisch so rechts und links besah, da fiel mir die kuriose Bemerkung ein, daß die schöne Magelone von Genever auf ein Haar so schreibt, wie den Andreas sein Vengel, der Walbiergeselle. Was meinen Sie, Herr Schwager, man ist es doch seiner Familie —“

\*) Billet doux,

\*\*) Soll heißen Fleurettes, Kenner der französischen Sprache werden das Lächerliche dieses Ausdrucks doppelt fühlen; denn wie bekannt, sagt man's nur von Mannspersonen.

XLIII.

— Der Kest fehlt. Es ergiebt sich indessen aus der Folge, daß der alte Onkel den festen Vorsatz faßte, die Heyrath seines Wetters rückgängig zu machen, es koste, was es wolle.

XLIV.

B.

„Diesen Morgen, mein lieber Herr Schwager, ist wieder ein solcher Wisch angekommen. Wieder ad ordinariū \*); indessen will der verliebte Carolus Stolidus mit dem Kopfe hinaus. Ich möchte nun manchmahl vor Aerger bersten; denn, mein Seel, es ist eine Schande, daß er so gar ein toller Narr ist, gleichwohl par politicum stelle ich mich gar höchlich betrübt, und bedaure ihn, und

\*) Da Sophiens Briefe sich nicht finden, so braucht das keiner Erklärung,

tröst' ihn, wie ein Sechswochenkind, und tröst' ihn — aber wart' nur, mein Herr Ritter; 's wird noch besser kommen.“

„Vorgestern giebt er seinem Bedienten einen dicken dicken Brief in die Stadt auf die Post zu tragen. Nun kann das arme alte Vieh so nicht recht fort, ich kriege also den Andreas vor, der mußte sich den Brief geben lassen, als ob er ohnedem in die Stadt müsse, und wollte ihn mit besorgen. Ich schickte ihn auch fort, um mir ein Fäßel Austern zu holen, aber über den Brief habe ich mich, straf mich Gott, so geärgert, daß mir den Abend kein Bissen schmeckte.“

XLV.

C.

„Ueber das elementische Momente more \*) wieder; der Christoph wird's wohl ausge-

\*) Soll heißen; Memento mori.

richtet haben. Wahrlich und ja, es wird wohl Zeit, daß ich dem Fasse den Boden ausstoße, damit die Blizafäre endlich ein Ende nimmt. Soll's mit mir fortgehn, weiß ich doch, daß die Trine nicht in die Familie kommt.“

„Ich hab' also gestern den Andreas seinen Bengel kommen lassen, den Gottfried, und ließ ihn ein französisches Briefchen schreiben, wo die Jungfer den ganzen Handel auf sagt. Ich hatte den verpfluchten Wisch von der Z — noch — hole sie der Teufel — ich durfte nur die Namen ändern, denn gut französisch schrieb die Bagueule \*). Herr Schwager, ich weiß mich's noch zu erinnern, wie das crepirt \*\*).“

\*) Soll heißen: Begneule, das bitterste Wort, das man von einem Frauenzimmer brauchen kann.

\*\*\*) Das ist das obige Billet, wo Sophie ihre vergebliche Heyrath meldete.

„An ihr habe ich nun ein dito extra  
fein und grob fabriziret, und hat es der Au-  
dreas müssen abschreiben, als ob es sein Kam-  
merdiener thäte. Wird das nicht eine Freude  
seyn?“

XLVI.

— Hier hören diese Fragmente auf, und  
meine Leser sehen wahrscheinlich klar in der  
Sache. Ich will indeß ihrem Vergnügen,  
sich alles selbst aufzulösen, durch eine breitere  
Erzählung nicht vorgreifen, und fahre wie-  
der mit den Aufsätzen des Grafen fort.

XLVII.

Hast du gelesen? Hast du gelesen?  
Komm, rathe, hilf mir, ich beschwöre dich!  
Nur das Wahl noch! Nur das Wahl noch,  
mein einziger Freund, mein bester, bester  
Leopold! Allmächtiger Gott, ich bin außer  
mir, was soll ich anfangen?

und O so hast du mich doch nicht betrogen,  
Sophie, so hast du deinen Carl doch keinem  
nachgesetzt! Ach, so warst du mir doch im-  
mer treu, und gut, und wahr, und immer  
mein! Ach! und so! O Gott, was wirst  
du machen, was wirst du denken? Seit  
sechs Monaten keine Zeile, keine Nachricht,  
Leben oder Tod! O was wirst du leiden,  
theure, himmlische Geliebte, und für mich!  
Ach, ich fühle jede deiner Thränen auf mei-  
ner Seele brennen, jede Minute deines  
Gramms ist ein Dolch in meine Brust.

XLVIII.

Nein, länger, länger nicht! Bei Gott  
dem Allmächtigen, nein! Ich muß hin zu  
ihr, ich muß sie sehen, ich muß ihr alles  
entdecken, und sollte ich zu ihren Füßen  
sterben.

Nein! Nein! Nein! Ich bin nicht mehr  
krank, ich bin nicht mehr matt. Alle meine

Stärke ist wieder da, mein Herz ist aus dem  
Todeschlaf erwacht. Ich halte mich an mei-  
ner Liebe fest, ich muß fort, ich muß hin  
zu ihr, und sollte es mein Letztes seyn.

XLIX.

Abends.

Gute Nacht denn! Gute Nacht, leb'  
wohl! In einer Viertelstunde sitz' ich im  
Wagen. Die Nacht ist sternenlos. Der Sturm  
tobt schrecklich, der Regen fließt in Strömen  
herab, das klümmert mich nicht. Auf, fort  
und hin, Tod oder Leben, und eher weder  
Ruh noch Raß.

O wenn ich dich nicht hätte! Du wirst  
für alles sorgen, und tröste Andreas. Ich  
kann auf niemand zürnen, ich bin doch noch  
glücklicher, als ich dachte, denn sie ist mir  
ja treu geblieben.

L.

Fort, unablässig fort, weiter und weiter,  
über Berg und Thal, aber ich sehe nichts,  
für mich ist weder Tag noch Nacht; jeder  
Augenblick Verzug presset mein Herz, ich  
möchte vor Ungeduld mein Inneres zerspren-  
gen, und doch erhält mich das.

Es ist heute die fünfte Nacht, ich lasse  
Pferde auf, Pferde nehmen, mein Mitleid  
freitet unaufhörlich mit der innern Angst.  
Christian sagt, es gehe auf Flügeln, und mir  
scheint's immer zu langsam, und immer auf  
einer Stelle.

Es ist ein Aufruhr, ein Gewühl in mei-  
ner Seele — Ahndung und Erwartung, Furcht  
und Bangigkeit, und nur ein kleiner Schim-  
mer von Hoffnung durch die finstre Nacht.  
Aber in wenig Tagen — o ich zittere, als  
gälte es mein Todesurtheil.

Wir haben ein Rad zerbrochen, da schreib' ich dir das. Jetzt ist alles fertig. Es ist ein Uhr nach Mitternacht, der Mond geht auf — Vere für deinen Carl. Uebermorgen in Basel.

LI.

Bern.

Gottlob, nur noch zwölf Meilen. Ich habe in Basel die ganze Diligence gemiethet. Der Schreiber auf dem Bureau schüttelte den Kopf; nur zwei Personen in der großen Versine. Aber ich wollte allein seyn, und du weißt, mit welcher Schnelligkeit sie geht. Seit einer Stunde sind wir hier, es ist sechs Uhr Morgens, um sieben fahren wir wieder ab, und morgen um diese Zeit —

Ach, wie viel Erinnerungen sich alle an mein Herz drängen! Vor einem Jahre, fast denselben Tag, ging ich so fröhlich hier durch, und jetzt — die gute Madam E\*\* ist auch

gestorben. — In Falken freuten sich die Leute, mich wieder zu sehn — ach, wenn sie wüßten! — Was ein Jahr ändern kann, und wie die Zeit alles nimmt und giebt!

Es ist mir wie ein Traum, vor sieben Tagen noch bei dir — aber das Horn — Leb wohl, leb wohl — von Genf aus!

## LII.

Genf.

Wo soll ich anfangen? Nein, auf der ganzen Welt ist kein Glenderer, als ich.

So wie ich Genf näher kam, durch Rolle, Nyon, Copet, da ging die Sonne auf, da erblickte ich meinen blauen See zum erstenmahle wieder, und die Alpen und die schönen Hügel, alles, alles, wie ich's verlassen hatte.

Aber das schien mich alles mit Wehmuth anzulächeln, wie einen alten unglücklichen

Freund; es war, als ob mir tausend Stimmen zuflüsterten: es ist alles vergebens, und ich fuhr mit einer unbeschreiblichen Stimmung zum Thore hinein, wo man eben eine Leiche hinaus trug.

Ich komme an, ich trete aux balances ab.

„Was macht die Gräfin G—?“

„Die Gräfin G—? Ach, sie hat nicht lange geheyrathet!“

„Geheyrathet“ — stotterte ich, und mußte mich an den Stuhl halten — „So! Wen denn?“

„Pardonnez, Monsieur — Il s'appelle — mais pardonnez — son nom ne me vient pas dans ce moment \*).“

Aber ich kann nicht weiter.

\*) Verzeihen Sie — Es ist ein — aber gewiß, er fällt mir nicht gleich ein.

LIII.

Ich quäle mich todt; und du mußt es doch wissen. Wie der Mensch das sagte, fühlte ich das Blut in meinen Adern zurückreten; ich glaubte wirklich, daß mich's umbringen würde. „Es ist gut“ — sagte ich, und legte mich mit dem Kopfe auf das Fenster, er ging hinaus.

„O Gott! was für ein schreckliches Geheimniß, aber es muß heraus!“

So eilte ich fort, die Hölle im Busen, fort, wie ein Wüthender, als hätte ich einen Mord begangen. Jetzt steh' ich vor dem Hause, den Klopfer in der Hand, zitternd und bebend —

Jetzt — noch einmahl — noch nicht —  
Endlich — ach, die Thüre ist verschlossen!  
Das gab mir meine Besinnung wieder; es wurde mir leichter, ich weiß nicht, warum

ich das gut auslegte; es war gewiß nur das Gefühl der jetzt verschwundenen Angst.

„Wohnt der Graf G — nicht mehr hier?“ fragte ich ein junges Mädchen — die neben an zum Fenster heraus sah.

„Der alte Herr ist todt, und die junge Gräfin ist fort. Es heißt, sie habe geheyrathet“ — Das Mädchen sagte das so gleichgültig, und mir wollte das Herz brechen.

„Und die Gräfin?“ — indem ich nach der Tante fragte.

„Die ist auch mit fort, mein Herr! Sie sind alle fort, alle, mein Herr. —“

„Ist das lange, mein Kind?“

„Je nun, acht bis neun Wochen mag's immer seyn —“

„Adieu, meine Liebe — danke!“ — mehr konnte ich nicht sagen — o Gott, noch will es mein Herz zersprengen!

Als stände mir mein Unglück an die Stirn geschrieben, als müßten alle Leute, die mir begegneten, über mich spotten, als ob's mich an den Füßen in einen Abgrund ziehen wollte, so kam ich vor das Haus der Fr. v. M—.

„Sie ist verreißt, mein Herr Graf“ — sagte der alte Bediente. „Ja, mein Herr Graf! Sie ist verreißt“ — und so ließ er mich stehen, als scheute er sich vor mir.

Da stand ich nun allein und von der ganzen Welt verlassen, und wagte keinen meiner Bekannten weiter aufzusuchen. O wie könnte ich, wie wollte ich! Ich schäme mich, als hätte ich jenen abscheulichen Brief selbst abgesendet. Und doch wird mich die Ungewißheit tödten.

Verheyrathet und verreißt. — Was soll ich denken? — Es könnte doch — aber nein, nein! Es ist nichts, als ein höllisches Spiel des Dinkels — — Der Kummer — o Gott!

wenn ich nur einen Freund noch hätte, dem ich mich entdecken könnte, nur eine Fr. v. M. noch.

Aber so irre ich umher, und wage kaum die Augen aufzuheben. Ich klage mich tausendmahl des Tages an, ich möchte mich selbst umbringen. — Ich sehe hinaus auf die Gebirge und den See; ich möchte die ganze Natur nach ihr fragen — aber das ist alles so öde und so einsam, wie meine Seele. Ach, ich fühl' es, der Tod nagt an meinem Herzen, und die ganze Erde ist ein Grab für mich.

## LIV.

Es ist beschlossen, ich will fort von hier. Dank dir, tausendmahl Dank, du guter, lieber Mann, der den Gedanken in mir weckte. Fort, fort, in unbekannte Gegenden, wo mich kein Auge kennt, keine Lippe fragt; entfernt von allem, allem fremd und kalt;

allein mit meinem Gram allmählich sterbend,  
und dann gute Nacht! Hinweg und hinab!  
Tod und Ende!

Ich saß am Camine. Um mich herum  
sprach's und tobte. Ich saß stumm und still,  
die Augen voll bitterer Thränen. Ach, ich  
fäßte mein ganzes Elend, ohne Freund, ohne  
Tröster zu seyn, und daß mich die alle nichts  
angingen, und mir keiner rathen konnte.

„Verzeihen Sie mir“ — sagte endlich  
eine Stimme neben mir, es war ein ernstes  
und doch freundliches Gesicht — „Verzeihen  
Sie mir, mein Herr! Sie reissen vermuthlich  
weiter?“

„Warum?“ — fragt ich, wie ein Mensch,  
der sich ungern in ein Gespräch einläßt.

„Ich weiß nicht, verzeihen Sie meiner  
Unbescheidenheit! Ich kann mich irren —  
vergeben Sie meiner Zudringlichkeit, aber  
Sie scheinen mir krank zu seyn.“

„Ja wohl —“

„Und Sie wollen vielleicht den Winter in einem wärmern Lande zubringen —“

Ich sah ihn an, er verstand mich, er fühlte, daß mir seine Neugierde nicht ferner mißfiel —

„Vielleicht in Nizza, wo gewöhnlich —“

„In Nizza — ja wahrhaftig, dahin will ich — aber erst seit dem Augenblicke.“ — Der Gedanke war wie ein Blitz gefaßt.

„Ich bin Arzt“ — fuhr er fort — „Ich freue mich, daß ich Ihnen den Ort aus Erfahrung empfehlen kann. Ein ewiger Frühling, die reinste Lebenslust, ich habe über hundert Kranke bloß durch die Reise gerettet. —“

Ich schwieg, ich vermuthete Eigennuß hinter seinem Eifer — aber ich that ihm Unrecht.

„Dürst' ich Ihnen einen armen Kutscher von Turin empfehlen, mit dem ich eben

angekommen bin? Er hat eine der bequemsten Sedinen, er hat mich gebeten, wenn ich ihm eine Retour verschaffen könnte; und es ist ein guter treuer Mensch. —“

„Mein Herr, ich kann nicht viel sprechen — aber ich danke Ihnen für die Nachricht. Sie haben mich bestimmt, ich eile nach Nizza.“

„Es wird Sie nicht gereuen“ — sagte er, und drückte mir die Hand.

Und so ließen wir den Kutscher kommen, der Handel ward geschlossen, der Contract aufgesetzt, mein unbekannter Arzt, er nannte sich Milliet aus Bern, empfahl mir das Landhaus eines Herrn Vertaud zu Nizza, und ich vergaß auf einen Augenblick, daß ich alles verloren hatte.

LV.

— Morgen um sechs Uhr also! Ja, ich will fort, ich will nach Nizza; ich will die Paar Monate, die ich noch zu leben habe, wenigstens so sanft und still vollenden, als ich kann. Ich werde Rosen finden, ich werde mich an der Sonne erquicken, ich werde in dem Arme der schönen Natur verscheiden.

Ach, was ist das Leben? Ein Augenblick Sonne, und die traurigen Jahre darum her, wie der Abendstern durch das düstere Gewölke sieht.

---

S o p h i e

oder der

Einödler am Genfersee.

---

Drittes Buch.

---



---

I.

Berg Cenis.

A la grand' Croix. \*)

Ich bin krank und ermattet angekommen,  
und werde die Nacht hier zubringen. Als  
wår' es das Grab der Natur, so starrt  
alles um mich her. Der Nordwind saugt  
um die leimernne Hürte, der Frost kracht in  
den Balken, es ist seit vier Uhr Nacht, ich  
bin allein in dem niedrigen elenden Gemache,  
es lebt nichts um mich, als die zerstörende  
lodernde Flamme.

Aber das thut meinem Herzen wohl,  
wie die Gegenden, durch die ich gekommen  
bin; die grausen kahlen Felsen, die reißenden  
schwarzgelben Ströme, die donnernden  
Cascaden — wild und öde, leer und ver-  
lassen, ohne Leben, ohne Liebe, kein Ruf,

\*) Name eines Wirthshauses am Ende der langen  
Ebene, welche der Gipfel des Berges Cenis ist.

keine Stimme, als das Aechzen der Verzweiflung.

Wenn ich die Paar menschlichen Wesen hier ansehe, wie kalt, wie gefühllos, nichts als vegetirende Maschinen; aber so ist man sicher am wenigsten unglücklich. Muß es einmahl gelebt seyn, kann man der Last sich nicht entziehen, nun keinen Antheil, kein Gefühl, keine Wärme, keine Innigkeit! Dein aufgelegtes Werk — gut oder schlecht, gleichviel! — vollbracht, und dann fort, und andern Platz, den ewigen Stein zu rollen —

Auch meine Uhr ist zerbrochen! So recht! Alles dahin, alles zu Ende! An ihr habe ich die Stunden meines Glückes gezählt, sie stirbt mit ihnen.

Von Ferne donnern die Lawinen in die Ebene hinab, es schneit in dicken Flocken, der Sturm führt meine Laden fort. Ha, Zerstörung und Vernichtung! Hinab! hinab!

II.

Mitternacht.

Ich kann nicht schlafen. O es ist ein schreckliches Gefühl, diese Leere, diese Dede, dieses Verzichtthun, dieses gänzliche Entsagen auf jede Aussicht, jede Hoffnung. Meine Blüthen sind alle verwelkt, mein Herz hängt mit gar nichts mehr an der Welt, ich starre hinaus in die Zukunft, wie in eine Wüste, wo keine Freude, kein Trost mir entgegen winkt.

Mit wehmüthiger Verzweiflung wüthe ich gegen mich selbst, trotz meinem eigenen Schmerze, und zerfleische kaltblütig mein eigenes Herz. Wie versunken, wie von allem verlassen, einem langsamen Tod übergeben, wie die Dämmerung in Finsterniß fließt!

III.

4 Uhr Morgens.

Eine ewige, ewige Nacht, und der Tag bricht unter fünf Stunden noch nicht an.

Ich werfe mich hin und her auf dem elenden Lager, und finde keine Ruhe. O was ist Leben und Daseyn? Zwei oder drei liegen im Arm der Wollust, und Millionen ächzen, wie ich. —

O Gott! Ich bin von allen geschieden, von allen abgesondert. Sie haben mich ausgestoßen, wie einen Feind; es denkt niemand mehr mit Liebe an mich; es sehnt sich kein Herz nach dem Unglücklichen.

Ach, wie war das sonst so anders! Wer mir das vor einem Jahre hätte sagen sollen! Aber mein Leben verglimmt, wie die Lampe hier, der es an Del fehlt.

Ich seh' es jetzt, es ist nichts als ein Traum gewesen, ich war nie der Glückliche in Wirklichkeit, voll Muth, und Kraft, und göttlicher Hoffnungen. Hinweg, ihr täuschenden Bilder der Vergangenheit! Ihr erscheint mir nur, um meines Elendes zu spotten. —

IV.

Turin.

Ich fuhr in das enge Thal von Susa hinein, der Hagel hatte die Oliven abgeschlagen. So liegt die ganze Erndte meiner Hoffnungen da!

Const trug ich einen holden Schatz in meiner Brust, einen Talisman wider Kleinmuth und Gram, einen Freund in mir, der mich über alles erhob, der mir alles, alles war, und nun steh' ich allein und verlassen, wie die Nebe ohne Stab.

Und wenn ich noch den Trost hätte, daß ein Schicksal uns vereinte, ach, die Liebe würde alles leichter machen! Aber daß sie durch meine Schuld leidet, daß nur ein Geschöpf über mich klagt, nur ein Herz mich verachten muß — ach! das ist Höllequal, und das wird mir meinen Tod erschweren!

II. Theil.

ⓐ

Ich kam durch die langen Pappelalleen nach Turin hinein, auf dem Corso war alles voll prächtiger Equipagen, Leben, Geräthmel, Freude und Jauchzen. Ich drückte mich schweigend in den Winkel meines Wagens. Ach, was kann ein Herz für Leiden haben, von denen die andern nichts ahnden, und was ist ein Unglücklicher mit allem seinen Schmerz und seiner trostlosen Verzweiflung nur gegen ein Paar hundert Fröhliche!

V.

Limone

am Fuß des Colle di Tonda.

Von Turin bis Vercelli war die Ebene schön und lachend, eine mildere Sonne weckte mein Herz von Zeit zu Zeit aus seinem Todesschlaf; aber bald erhoben sich die sanften castanienbewachsenen Hügel wieder zu hohen kahlen Bergen, die schöne Straße ward enger und wilder, der Flor fiel wie

der über meine Seele. So kam ich hier an, und so sitz' ich zwischen den vier Wänden eines elenden Wirthshauses, dem hohen ganz beschneiten Colle di Tonda gegen über.

Mir ist alles gleichgültig, die Maulthiertreiber, die Träger mögen machen, was sie wollen. Ich rede nur so viel, als ich muß; ich nehme an nichts mehr Antheil. Es ist, als ob alles um mich her allmählich verschwände, und ich sehe dem allgemeinen Tode mit ruhiger Schadenfreude zu, bis meine Reihe kommt. —

Das wilde Getümmel unten ist nun verstummt; ich kann nicht begreifen, wie ein Mensch nur frohlich seyn kann. Der Mond hängt blaß über den starrenden Gebürgen, und die westlichen Sterne gehen allmählich unter. Wenn ich denke, wie ich auch einmahl

auf die beschneiten Fluren hinaus sah \*) —  
o ist es möglich, daß ein Herz das Alles  
erfahren kann?

VI.

Giandola.

Himmelangethürmte kahle Felsen um die  
süde Wildniß; dumpfe Grabesstille, aus der  
nichts zurückhält, als das Tosen des reißenden  
Baches — Schauplatz der Zerstörung  
und des Grabes, du ganze zauberische Ge-  
gend, du bist Labsal für mein Herz, das dem  
Tode entgegenschlägt. —

Ich bin über den hohen steilen Colle  
di Tonda gegangen; ein unübersehbares  
Schneegebürge; der Gipfel ist spitzig, wie ein  
Keil, und der schmale Weg windet sich in  
lauter Zickzacken hinauf. Die Träger sanken  
oft bis an die Knie in den Schnee hinein,  
und die ganzen zwei Stunden, die wir zum

\*) S. N. XX. in diesem Theile.

Hinaufsteigen brauchten, waren wir mit einem dicken feuchten Nebel umgeben.

Und dann auf der andern noch steilern Seite hinab, wo die Casa \*) aus dem Schnee hervorragt, wie das Grab eines Erschlagenen, dann durch ein kleines Thal voller Cascaden, durch die kleine Stadt Tonda an wüste Felsen angelehnt — so kam ich nach Saorgio.

Der Weg wurde erst ein wenig sanfter, aber bald gings hinab in eine dunkle enge Kluft, es war ein Felsengewölbe, durch dessen wild bewachsene Spalten die Dämmerung nur sparsam bricht.

Man muß hart an der schäumenden Noia hin, die über ungeheure Felsenblöcke rauscht; die Gebirgsche an der andern Wand streifen einem an dem Gesichte vorbei, über dem

\*) Wachhaus für einige Mann, der Sicherheit und der Contrebandiers wegen.

Häupte hängen Felsen, als würden sie eben herabstürzen, und so zieht man dahin, schweigend und bebend, durch die grauenhafte Schlucht bis nach Giandola.

VII.

Scarena.

Auch in dieser traurigen Gegend erblickt sich mein Herz, wie in einem Spiegel. Hier und da ragt ein kleines bebautes Stück Land aus der Wüste hervor, ein Olivenbaum oder ein kleiner Fleck Wiese — als wären es Erinnerungen vormahliger Fülle und besserer Tage.

So ging ich über den Colle di Brois nach Cospello, wo sich schon wieder ein anderer hoher Berg erhebt. Ein ewiger Zickzack hinauf und hinab, Abgründe und schroffe Felsenwände zur Seite, endlich ein kleiner Olivenwald mit einem Bache, der Wasserfälle macht, und so bis nach Scarena.

Da sitz' ich nun vor dem Camin, und sinne und denke. Meine Seele reißt sich mit Gewalt von der Gegenwart los, um noch einmahl in die Vergangenheit zurück zu sinken.

O wie können die Erfahrungen auch nur eines Jahres das Herz umschaffen! Welche Verwandlungen! Welche Verschiedenheit! Wo sind deine Hoffnungen, wo sind deine Aussichten? Wo ist dein Muth und deine Freudigkeit?

Ach, das ist alles, alles verschwunden! Da findest du nichts, als Gram und Thränen, die du einst nicht ahndetest; nichts als Hoffnungsleere, wohin du blickst. Du erschrickst über dich selbst, du bebst vor deinem eigenen Herzen zurück; o wär' es nichts, als ein böser Traum! aber das drängt und quält, und nur der mitleidige Tod schließt alles zu.

VIII.

Nizza.

Endlich bin ich hier angekommen, von Scarena ist nur noch eine kleine Tagesreise. Die Luft ist doch hier sanfter, die gute Sonne scheint milder. Meine dumpfe Verzweiflung löst sich in stille Schwermuth auf. Es ist mir, wie dem armen matten Kranken am Morgen einer langen Nacht, wo die heftigsten Schmerzen nun leiser werden.

Wenn ich in mein Leben zurückblicke, wie man auf einer Charte noch einmahl die Gegenden aussucht, durch die man reiste, und wo man verweilte — was find' ich?

Eitle Wünsche und bittere Täuschungen, ewiges Sehnen und nimmer Befriedigung, rastloses Streben und das Ziel unaufhörlich vor mir fliehend, einen Augenblick Wollust und Jahre voll Schmerzen.

Ach, ich wollte es sonst nie glauben, aber jetzt seh' ich es ein! Es ist kein Glück hienieden. Scheinen, Scheinen, das ist alles — Seyd nur aufrichtig! — Ich gesteh' es: ich bin nie glücklich gewesen.

IX.

Ich habe ein Landhaus bezogen. Ach! das grünt und blüht alles um mich her, und ich bin so kalt und todt. Sieh, Leopold! Vey euch starrt alles im Decemberfroste, und hier ist holder erwachender Frühling.

In meinem Garten stehen Schoten und Bohnen, und tausend Küchenkräuter in schönster Blüthe, und daneben ganze Beete voll Narzissen und Nelken, Ranunkeln und Rosen; die Rebe schlingt sich um den glänzenden Olivenbaum, die Pomeranzenblüthen duften, die Feigen und Pfirschen, die Citronen und Bergamotten brechen auf, und das alles ist

von unzähligen kleinen Bächen gewässert, die durch eine künstliche Wasserleitung überall hinrieseln.

So lebt und keimt's in der schönen freien Natur, und wir armen Menschen, was sind wir?

Um und neben mir wohnen Familien, und einzelne Fremde. Jeder trägt seine Siechheit, seine Leiden mit sich herum. So sind wir alle elende Sklaven des Todes, und haben jeder den Keim der Zerstörung in uns, der auf diese, und der auf jene Art.

Und welche Verbindung und Verwicklung, welche Einförmigkeit, und doch welche Mannichfaltigkeit wieder in unsern Schicksalen! Ueberall dieselben Ideen und Empfindungen, dieselben Wünsche und Hoffnungen, bis auf die Veränderungen, die Stand, Geschlecht und Alter dazu thun.

Das Leben eines Menschen ist die Geschichte aller der Millionen, die die Erde bewohnen. Weinen und Elend, Leiden und Tod! Und so geht nach jedem Jahrhundert die ganze Generation hinab, und eine andere kommt hervor, um die Last des Lebens weiter zu tragen.

X.

Was das für ein schreckliches Wetter ist, als ob die ganze Natur sich wieder in das Chaos auflösen wollte. O, ich fühl' es, ich fühl' es, mein Herz sinkt wieder in seine Nacht zurück; und die Paar lichten Stunden waren nichts, als vorübergehende Sonnenblicke.

Ich bin allein in der Welt, allein, wie in der Wüste, da ist keine Stimme, die mir antworte, keine Hand, die mich führe. Sie haben mich alle verlassen. Um mich her ist's öde Nacht, und alle Sterne sind verlöschen.

Da steh' ich nun allein, allein! O großer Gott, allein in deiner ganzen weiten Schöpfung! Da ist kein Herz, das ich mein nennen könnte, keines, das nach mir sich sehnt, keines, das mit mir weinte.

Wohin ich höre, das ist alles fremd, und öde, todt und kalt. Wohin ich blicke, kein Auge, das mich suche; kein mitleidiges Herz, das meine Klagen aufnähme.

O Gott, so muß ich vor mir selbst zurück schaudern, so ist nichts mehr, gar nichts mehr, woran ich mich halten könnte, worüber ich mich freuen, worauf ich hoffen dürfte; so werd' ich hinab gehen in das Grab, unbekannt und unbeweint!

## XI.

Vierzehn Tage nachher.

Wie mild und warm die Sonne scheint, wie klar und rein der blaue Himmel ist, und

wie das alles grünt und lacht, voll Lust und  
Leben! Ach, so war's einst auch, so hold  
und sanft, so still und süß. Sieh, ich bin  
endlich wieder glücklich, ich sterbe wenigstens  
mit den Erinnerungen.

Ach, ich seh' euch alle wieder blühen, ihr  
lieblichen Blumen; ich hör' euch alle wieder  
singen, ihr süßen Vögel in den belaubten  
Bäumen, aber meine Kränze sind verwelkt,  
und ihr singt mein Grabeslied.

Da sitz' ich still in meiner Rosenlaube,  
um mich wallt der Duft der Orangen und  
Citronen, die Blätter zittern in der Abend-  
röthe, und die Sonne lagert sich auf den  
blauen Gebürgen.

O wie eilt' ich sonst um diese Stunde  
in den kühlen Schattengang am See hinab;  
wie röthete die Sonne da noch so sanft ihr  
freundliches Gesicht und ihr weißes Flattern  
des Gewand! Mit welcher süßen Huld und

Milbe fragte sie da nach meinem Befinden,  
und theilte ihre Früchte mit mir, und sang  
mir ihr Lieblingslied vor!

Ach, wie kann doch der Mensch auf ein-  
mahl alles, alles verlieren, was ihm lieb  
und theuer war! Wie kann doch ein einzi-  
ger Augenblick sein ganzes Glück zertrüm-  
mern, ein Tag die ganze selige Vergangen-  
heit verschlingen, als wär' sie nie da gewesen.

## XII.

Vierzehn Tage nachher.

O das reizende himmlische Clima! die  
reine reine Lebensluft voll balsamischer Düfte!  
Ich fühle mich wider meinen Willen auf-  
leben. Die Liebe zum Daseyn dämmert wie-  
der in meinem Innern auf, es ist mir,  
als schwiege der Sturm, und ich fühle nichts  
mehr, als das leise Säuseln der Blätter.  
O Leopold! Ich weiß nicht, was ich will,  
ich bin mir selbst ein Räthsel.

Oft sitz' ich bei den hellen Abenden an meinem Fenster, und seh' auf das ruhige Meer hinaus, das im Mondstrahl glänzt und schimmert, als wären es hüpfende Sterne. Es wallt und schwebt dann vor meinen Augen ein dunkles Gewirre von Ahnungen und Träumen, in regellosem Wechsel; aber allmählich tritt aus dem gestaltlosen Nebel ihr holdes Bild hervor.

Dann wein' ich, aber es sind nicht die Thränen des Schmerzes; es ist ein unnennbares seliges Gefühl; ich breite meine Arme unwillkürlich aus, ich glaube, ihre Stimme zu hören, als ob sie mich rufte, süß und liebevoll, und alles wäre wieder gut.

Oder ich wandle unter meinen schönen Pomeranzen und Pfirsichen daher; betrachte die glänzenden Blüten der Myrthe und den gelben Jasmin, und denke an die Hochzeitkränze und die Braut. Dann setze ich mich in die

Rosenlaube, die Blätter scheinen mir leis  
ihren Namen zuzusüßern, mein Herz ant-  
wortet darauf, und die Nachtigallen singen  
mir Hoffnung, Hoffnung!

So verleb' ich meine Tage, und lächle  
über mich selbst, und freue mich doch wieder  
meines Irrthums, und daß mein Herz sich  
noch einmahl täuschen läßt, eh' ich sterbe.  
Sieh, Leopold! Ich hoffe, und weiß nicht,  
was, meine Sehnsucht umfaßt den unbe-  
stimmten weiten Raum der Möglichkeit, ich  
denke jeden Abend, ob Morgen nicht ein  
Wunder geschehen werde.

Ach, die Oede und die Leere meines Her-  
zens kann nicht länger dauern. Ich muß  
wieder einen Ruhepunkt finden, auf den ich  
die ganze Fülle meiner Liebe wenden kann.  
Ich fühl' es, die Kraft meines Lebens kehrt  
allmählich wieder zurück, die zerrissenen Fä-  
den knüpfen sich einer nach dem andern un-

vermerkt wieder an, und mit jedem Morgen öffnet sich eine Blüthe mehr.

### XIII.

Heute hat sich ein sonderbarer Vorfall zugetragen. Ich weiß nicht, ich finde so viel für mich darin, ich sehe überall nichts als Fingerzeige und Ahndungen, mein Herz saugt aus Allem Trost.

Mylord M— besaß eine der liebenswürdigsten Gattinnen, die ihm das Leben hätte zum Himmel machen können, aber er erwiderte ihre Zärtlichkeit auf keine Weise.

Doch so viel Thränen ihr auch seine Kälte und seine Ausschweifungen kosteten, so trug sie es still und ruhig mit jener himmlischen Sanftheit, die das Erbtheil schöner Seelen ist. Nur als ihr Mylord eine Duhlerin an die Seite setzte, drang ihr Vater, wiewohl

II. Theil. S

wider ihren Willen, auf die Scheidung, erlangte seinen Endzweck ohne Schwierigkeit, und begab sich unter einem fremden Namen mit seiner Tochter nach Frankreich.

Sechs Monat nachher fiel Mylord in eine gefährliche Krankheit. Ach, wie vermifste er da die Pflege einer treuen zärtlichen Gattin! Seine Mätresse verließ ihn, und ging mit einem Schottischen Kwanturier durch, nachdem sie noch sein Portefeuille und seine Cassette rein ausgeplündert hatte.

Das öffnete Mylord die Augen, seine Neue, sein Schmerz waren ohne Gränzen. Er wußte zwar den Aufenthalt seiner geschiedenen Gemahlin nicht, aber er schwur, sie aufzusuchen, ihre Verzeihung zu erflehen, und wenn er zu ihren Füßen sterben sollte. Um seine Genesung zu befördern, rieth ihm sein Arzt die Reise nach Nizza.

Und eben hier war es auch, wo Mylady mit ihrem Vater den Winter zubringen wollte, und sie waren vor einigen Wochen von Montpellier gekommen. Durch einen der sonderbarsten Zufälle bezieht Mylord dasselbe Haus — und erkennt seine Gemahlin noch denselben Abend auf der Terrasse. — Seine Neue, die Nachrichten, die der Vater insgeheim von ihm eingezogen hatte, und Mylady's nie erloschene Liebe — hielten die völlige Versöhnung nicht lange auf. Heute hat sich Mylord wieder feierlich von dem Caplan der englischen Gesandtschaft trauen lassen, und wer glücklich ist, das ist dieses liebende Paar.

XIV.

Und nun, was ich sage, was ich denke?  
Ach, wer weiß, wer weiß! Sieh, mein

Lieber, mit jedem Tage wird die innere Stimme lauter, die mir wie aus der Ferne zuruft: Es ist noch nicht alles verloren. Ich suche gleichsam die Ruinen meiner Hoffnungen, die Trümmer meines Muthes zusammen, und höre, was ich mir daraus forme.

Die Waasregeln des Onkels? — Gut! Sie kann getäuscht worden seyn, die gute, schuldlose Seele. Aber verheyraethet? — Nein, nein, das ist nicht möglich. —

Und wenn ich sie nun fände, wenn ich den Ort ihres Aufenthaltes entdeckte — — Wie wollte ich zu ihren Füßen stürzen, ihr alles sagen, alles gestehen — Ach! sie würde mir gewiß verzeihen, und könnte dann nicht noch alles, alles gut werden?

XV.

Heute bin ich auch das erstemahl auf der Plattform des Balles gewesen. Es ist eine göttliche Aussicht.

Unten brechen sich die Wellen in unzähligen Gestalten, in sich selbst zerfließender Cascaden, gegenüber winken die Thürme der Stadt Antibes, und die Fichtenwälder des Berges Esterelles am andern Ende des Meerbusens; dort schließt sich die hohe Genuesische Küste an das weiße Gestade von Nizza an, und am Ende des Horizontes über die blaue Meeresfläche hin glänzen Corsica's Schneegebürge.

Dann die reizenden Küsten, und die göttliche Gegend selbst! Als wär' es ein großer unermesslicher Garten; als hätte die Natur hier alles versammelt, was der Frühling Schönes hat.

Da blühen Citronen und Pomeranzen, Mandeln und Pfirschen. Da winket die Olive und die Bergamotte, die Kirsche und die Feige. Da glänzt die Myrthe neben der

Rebe, da schließt sich das Saatsfeld an die Wiese an.

Und die lieblichen grünenden Pflanzungen von Salat zwischen Melonen, die röthliche Bohnenblüthe neben der weißen Schote. Und die reichen duftenden Blumengefüße, die Rosenstöcke neben den sprenglichen Nelken, die weiße Lilie neben der gelben Jonquille.

Dann aus dem wallenden frischen Grün der Terrassen die goldenen Kugeln der weißen Bastiden \*); und dann die schwellenden Hügel bis an die Gipfel bebaut, wo sich der Salbey mit dem Lavendel, der Thymian mit dem Rosmarin vermählt, und zwischen allen die kleinen rieselnden Bäche des reinsten Wassers in tausend Kanälen, und rings umher in allmählicher Erhöhung über den olivenbewachsenen Bergen die hohen Spitzen der ewigen Alpen, wie ein blendender Kranz.

\*) Landhäuser.

O, das Ganze ein Bild des Lebens und der Fülle, der Schönheit und des Ueberflusses, ein sanfter Schimmer jugendlichen Erwachens, bräunliche Erwartung stehend!

XVI.

Ich habe mir die Fremdenliste geben lassen. Ich finde eine Madame T — von Genf, mit ihrer Schwester und Tochter, die ich nicht kenne. Ach, meine Hoffnung mag wohl zu schwärmerisch gewesen seyn, es war vielleicht der letzte Schimmer einer verglimmenden Lampe.

Sage mir, mein Lieber, sollte es wirklich unmöglich seyn, daß ich sie je wieder finde? Meine unbegreifliche Kenglichkeit in Genf hat mich verhindert, nähere Erkundigungen einzuziehen. Jetzt, da ich es thun möchte, finde ich keine Gelegenheit.

Bester Freund, was hilft mir die Gesundheit? Soll ich mir selbst zur Last seyn? Ich muß mein Herz beschäftigen, ich kann weder leben noch sterben, ich muß aus dieser ungewissen Stimmung heraus, es koste, was es wolle.

Aber was weiß ich, wie oder wenn?

## XVII.

Es ist Abend. Das Meer wallt noch im blasen Schimmer, aber die Sterne fangen schon an zu funkeln. O, mein Lieber, ich habe etwas gesehen! ich habe etwas gesehen! — Wenn es auch nur eine Täuschung wäre — immerhin, ich nehm' es für ein Zeichen an. Und wer weiß, wer weiß! Es ist ja nichts Unmögliches, Leopold, nicht wahr? Es ist ja alles möglich. Ach, ich bin wieder so froh und so hoffnungsvoll, und die süße Dämmerung umwallt mich so traulich — Aber ich muß wohl anfangen.

Stehst du, heute war das Fest des heiligen Eucharis, glaub' ich, und die Capelle ist nicht weit von meinem Landhause. Es hatte die Nacht ein wenig geregnet, der Staub war gelöscht, und der Himmel wieder blau und heiter. Gegen Mittag füllte sich der Platz an, und um ein Uhr war schon volles Leben und Getümmel.

Da wandelte ein Haufen unter den Oliven und Pomeranzen, dort zog ein anderer in die Capelle zur Messe; hier lagerte sich ein traulicher Kreis in das duftende Gras, den Weinkrug in der Mitte, dort um die Tische voll Schwaaren, Rosinen und Mandeln, Kastanien und Kuchen.

Es war ein schöner lieblicher Anblick, dieses Leben und Weben, Wandeln und Drehen durch einander. Jedes war in seinem besten Kleide: die Mädchen in den netten Leibchen mit Bändern geschnürt, das Haar

in artige Döpfe geflochten; die jungen Bursche in den kurzen knappen Westchen, mit Kauschgold in den Knopfsöchern, und jedes hatte seinen Blumenstrauß.

Da war nichts als Lust und Fröhlichkeit, kleine Coquettericen, und Verständnisse aller Art. Da war kein trauriges Gesicht, kein thränennasses Auge. Ganz in der Wonne des Genusses versunken hingen sie alle an dem Augenblicke, wie die Biene an der Blume.

Und als die Sonne jetzt tiefer sank, und die Stunden kühler wurden, da fing der Tanz an. Ach! Es ist doch ein unbeschreiblicher Zauber auch nur im Tone einer Guitarre, und nun vollends die muntere Gigue! — Als würf' man nun auf einmahl seine Last ab, und eilte munter fort, und schwänge sich leicht und selig auf, wie ein holder Schmetterling, und tränke den Bassam einer reinern Luft!

Wie ich sie nun so tanzen sah in froher süßer Munterkeit und Freude, und das Feuer in den schwarzen Augen, und den zärtlichen Ausdruck ihrer Mienen, und die leichten lebhaftesten Bewegungen — da fühlte ich wohl, mein Herz sey noch nicht todt für Liebe und Freude und Genuß. Und daß ich Antheil an dem ihrigen nahm, und daß ich's ihnen so herzlich gönnte — das hätte ich vor einem Monat nicht gethan.

Allmählich dämmerte nun der Abend herauf, und da zog alles Paar und Paar in froher Unordnung davon, unter Scherz und Lachen, aus der Stadt kam ihnen ein anderer Haufen Frohlockender entgegen, und von daher und dorthier. Und da sangen sie in süßem Taumel, und die Guitarren tönten darein.

Und als ich nun auch den Platz verließ, wo der stille Abend nun die Wipfel der Bäume

verschleierte, und der Küster die Thüre der Capelle verschloß; da trug ich wie in meinem Herzen einen Theil der heutigen Freude mit fort. Und als — Ja, sie war es zum Täuschen. — Es ist etwa hundert Schritt von der meinigen. Stelle dir ein Fenster mit grünen Gazerahmen vor, nur die eine Hälfte; die andere ist offen, auf dem Corniche stehen Rosenstöcke, und dazwischen blickt ein Gesicht, wie Fr. v. M., heraus.

Ach, Leopold! Wär' es möglich? Wenn ich nur wenigstens die erst gefunden hätte. Aber hat mein Herz mich nicht getäuscht? Oder thut das alles mein Genius, und läßt so mit jedem Augenblick eine neue Blüthe von Hoffnung aufbrechen?

Ich muß das wissen, ich muß wissen, wer da wohnt? Ich walle und sturthe auf der ungewissen Zukunft, wie das Blatt auf der Quelle; aber bald, bald,

und wenn es auch nur um der Gewißheit willen wäre.

Ach, was gäb' ich, wenn ich wüßte, wie es heute über vier Wochen seyn wird!

XVIII.

Nein! Ich kann dir's nicht beschreiben, wie der Himmel auf meine Seele wirkt. Es ist doch wahr, was so viele nicht glauben wollen, unsere ganze intellektuelle Kraft richtet sich nach dem Thermometer.

Wenn ich so hinausblicke auf die seligen Fluren, wo mich alles anzulächeln, alles anzureden, alles zu seinem Glücke einzuladen scheint, und wenn ich dann denke, wie es vor sechs Wochen war. Ach, du holde milde Sonne, du thust das alles so gern und so uneigennützig, und ich bin nicht der einzige, und Tausende beglückest du, wie mich.

Da lernt' ich gestern einen Abbe' Bagliani kennen; einen interessantern Mann

wirst du nicht leicht finden. Wir saßen in einer Jasminlaube gegen das Meer gekehrt, wo zwei Fregatten dem Hafen zusegelten. Er sprach erst von der hohen ewigen Kraft und Thätigkeit der Natur, und kam dann auf Leben und Gesundheit.

Wie alle Menschen, alle Völker eine Dichtung von einem frühen seligen Lebensgenusse gekannt haben; ein Ideal von einem Zustande, wo die hohe göttliche Fülle von Leben und Kraft, und Genuß und Wollust rein und ungetrübt floß.

Und wie die Menschen von jeher nichts als ihre Existenz oder den Genuß zu verläugern dachten, und mit jenem glücklichen Zustande auch die längste Dauer verbanden; wie die Bäume des Lebens, die Lebensquellen u. s. w. mit den Lebensbalsamen, Lebenstheen u. s. w. der Goldmacher und anderer Charlatane so vortreflich zusammenpassen.

Und dann wie das Frische und Blühende, das Jugendliche und Starke überall die Attribute, ja selbst das Wesen der Schönheit und Liebe ausmachen, weil sie allein den hohen innigen Genuß zu geben vermögen, in den alle Liebe sich auflöst, und auf den sie hinstrebt und zielt; wie also die Träume und Versprechungen von Verjüngungen durch Pulver und Wasser bey den rohesten Nationen sogar doch aus dieser schönen Quelle flossen.

O Gesundheit und freies Lebensgefühl! — schloß er seine trefliche Unterhaltung — ihr allein prägt dem Herzen die edle reine Bildung der männlichen Denkungsart ein, ihr erstickt alle die kleinen Leidenschaften des Neides und der Arglist, des Geizes und des Argwohns. Ihr gebt Beständigkeit und Muth, ihr schenkt Zutrauen und edles Selbstbewußtseyn,

ihr weckt die Fröhlichkeit, und erhöht jeden Genuß.

XIX.

Weiß mein Freund, wer dort wohnt? —  
Fr. v. L. mit ihrer Schwester und Tochter. —  
Leopold! Ich glühe vor Freude. Es ist nur  
noch ein leichter Vorhang zwischen ihr und  
mir. Es ahndet mir, es ist gewiß, die  
Stunde der Entwicklung kommt heran, wie  
der Mond am Horizonte.

Sprich nicht, daß ich schwärme. Das ist  
ja alles so natürlich, es könnte ja nicht na-  
türlicher seyn. Da seh' ich nun gar nichts  
Romanhaftes, gar nichts Unwahrscheinli-  
ches. Siehst du, mein Lieber, habe ich nur  
erst Frau v. M. gesprochen, das ist die Fr.  
v. L. vermuthlich, und die Tochter — Ach  
ja, die gute holde Tochter —

Reste à savoir, beau Sire, das Wie, das  
weiß ich nun freilich noch nicht. Aber so

gut, wie mir der Zufall ihr Gesicht gewiesen hat — O, ich fange nach und nach wieder an, den Kamm ein Vischen empor zu heben! Ich habe einen Genius, das ist klar, einen zweiten Oberon, der wird das alles schon besorgen; ich gehe nur hin, wo er mich hinschickt.

Ich möchte gleich — ja wahrhaftig, wenn ich mich nicht schäme. Es ist nur gut, daß mich niemand belauscht. Ich mag wohl so ein Vischen aussehn, als wenn's nicht recht richtig wäre; aber cadedis, mein lieber Freund, sechs Monat Gram! A cette heure, charmanter Leopold, gieb wohl Acht; du wirst's fühlen, ich stehe dir davor, und wenn ich katholisch wär', ich gelobte der Madonna ihr ganzes Bild von Golde.

Was er sprechen wird, der liebe Leopold! Ja, Herr und Gott! wenn's nur lauter

II. Theil.

3

solche Narren auf der lieben Erde gäbe, da  
ging es doch wahrhaftig noch an. —

XX.

O Wonne, o Freude, o entzückende  
Ueberraschung! Ich bin außer mir vor Ses-  
ligkeit.

O so hast du mich nicht getäuscht, du  
süßes, wonneahndendes Gefühl! So erwach'  
ich wieder zum neuen Leben, zum Glück,  
zum Genuß!

Sinke hinab unter meine Füße, traurige  
Vergangenheit, sinke hinab in den Abgrund  
des Vergessens! Ich habe mich aufgeschwun-  
gen in das reine Gefilde der Liebe, ich  
schwebe wie in einer Wolke von Schimmer  
und Glanz. Die Hülle der Schwermuth  
ist abgestreift, die Bande des Grams sind  
zerrissen, ich athme frey in reiner Himmels-  
luft. —

Wo soll ich anfangen, was soll ich zuerst sagen? Ach, der Augenblick hat mein ganzes Wesen verändert; es ist, als ob ein neues Leben, ein neues Daseyn in mich geflossen wäre.

O so hab' ich recht geahndet, recht gehofft, so klopfte mein Herz nicht umsonst bei dem angenommenen Namen! O, Sophie! so bist du wieder mein, so ist der lange schwere Traum vorbei, die harte Prüfungszeit am Ziele des Lohnes! Ach, so ist alles, alles wieder in der alten fröhlichen Ordnung, und die schwarze düstere Pause dazwischen, als wäre sie nie gewesen! —

Hohe, heilige Nacht! nimm meinen Jubel und mein Jauchzen auf! Dreht euch in frohen Kreisen, ihr goldnen Sterne, flüstert mir ihren Namen vor, ihr traulichen Blätter, erzählt mir von heute, ihr lieblichen

Quellen. Ich will mich ganz in deine Fülle tauchen, Natur und Empfindung, ich will mich ganz in meinem Gefühl berauschen, ein Neugeborner, ein Neubeseelter!

## XXI.

Aber du mußt doch endlich wissen, was ich will. Ja, du sollst alles erfahren, von Anfang bis zu Ende, so wird mein Glück wie von vorn wieder anfangen.

Gestern Nachmittag faßte ich den Entschluß, einen recht weiten Spaziergang zu machen. Ich nahm die kleinen labyrinthischen Wege zwischen den Gärten, wo die Leute pflanzten und säeten, und die blühenden Pfirschen; und Mandeläste über die Zäune von duftendem Smilax hingen. Ich athmete mit vollen Lügen Leben und Hoffnung, und die Sonne wallte still zwischen goldnem Gewölke dahin.

Ach! dacht' ich — wie die Natur so mild und freundlich alles in Fülle und Ueberfluß giebt, wie sie alles allmählich zu seinem Ziele führt, und die Blüthen zu Früchten reifen!

So war ich fort gegangen, als ich auf einmahl meinen Weg durch einen Zaun verschlossen fand. Kurzer Entschluß, ich stieg hinüber, und die Arbeiter grüßten mich freundlich, denn die Leute sind hier so sanft, wie ihr Himmel.

Wie ich so zwischen den Lorbeerbäumen fort ging, und die schönen Aurickeln und Hyacinthen besah — da rief eine Stimme —

Aber nein! Ich muß abbrechen, das Entzücken überwältiget mich.

## XXII.

Grand Dieu! C'est lui! \*) rief eine Stimme, die bis an mein Herz drang. Ich

\*) Großer Gott! Er ist's!

Blicke auf — o Entzücken, o Seligkeit! In der Jasminlaube saß Fr. v. W. und sie.

Es war, als ob ein elektrischer Schlag durch alle meine Nerven bebte, als ob durch alle meine Adern ein Feuerstrahl führe. Zu ihren Füßen stürzen, ihre Knie umfassen, ihre Hand an meine Lippen drücken, war das Werk eines Augenblickes.

O, so habe ich dich wieder, so habe ich dich wieder! — rief ich aus — Dein unschuldiger unglücklicher Carl liegt hier zu deinen Füßen. O, Sophie! Vergieb ihm alles, alles, und er ist auf ewig der deinige!

Ich war außer mir, ich sah nichts mehr, ich war in der seligsten Vernichtung, endlich rief Fr. v. W. —

„Gott, Herr Graf! Was für ein Geheimniß!“ — Aber ich konnte nichts ant-

worten, ich drückte nur ihre Hand an meine bebenden Lippen.

Sophie war in Ohnmacht gefallen, Frau v. M. hatte sich niedergebückt, ihr linker Arm lag auf meiner Schulter, und die Thränen liefen ihr über die Wangen.

Jetzt schlug Sophie die Augen auf. O, Leopold, das war ein Blick! — „Endlich!“ — sagte sie schwach und zitternd, kehrte sich dann schnell zu Fr. v. M., und setzte schneller hinzu: „Siehst du, Julie, ich habe doch Recht gehabt!“ — und ein leiser Druck beehrte an meiner Hand vorbei.

Fr. v. M. küßte sie, und sah mich mit einem seelenvollen Blick der innigsten Freude an. „O!“ — rief ich aus — „Sie sollen alles wissen — die ganze schreckliche Cabale — aber nun ist alles wieder gefunden, nun ist alles wieder mein, und meine holde Sophie, und meine theure Braut“ — —

Aber ich breche ab, mein Lieber, denn wie könnte ich dir das erzählen, unsere Umarmungen, unsere Küsse, und die Freudenthränen, und das schweigende Entzücken?

Wie ich sie darauf in ihr Zimmer führte, und wie wir uns erklärten in kurzen Worten, da unsere Seelen sich völlig verstanden, und wie von beiden Seiten der zerrissene Kranz wieder zusammengeknüpft ward zum ewigen unzertrennlichen! O ich dachte, alles Entzücken erschöpft zu haben, als ich sie das erstemahl sah, aber der gestrige Abend war seliger, war wonnevoller.

Da saß ich ihr nun wieder gegen über, und konnte mich nicht satt an ihr sehen, und war beim tausendsten Blicke, wie beim ersten. Und die Fragen und die Bemerkungen, und die Bitten und die Plane — ein schönes holdes Getümmel in meinem Innern, wie am erwachenden Frühlingmorgen, und

jeden Augenblick wie eine neue Quelle in meinem Herzen, frisch und rein, und alles vor meinen Augen schwimmend und wallend, wie in ihrer Glorie!

Aber stille — was ich da sage, das ist nichts, als der todte Nachhall meiner vollen hohen Empfindung, und wenn ich meine ganze Kunst aufbieten wollte, könnt' ich mehr sagen, als die Worte: Ich liebe, und werde geliebt!

### XXIII.

In acht Tagen sind gerade meine zwei Monate zu Ende, so werde ich dann zu ihnen hinziehen; bis März bleiben wir dann noch hier, gehen dann über Marseille und Lion nach Genf zurück — und dann — ach, ich möchte gleich von allem auf einmahl reden, so viel habe ich dir zu sagen! Aber der Anfang, und so viel Ordnung, als möglich.

Du hättest das sehen und hören müssen, mit welcher Art des engelgleiche Weib von ihrem Gram und jenen traurigen Tagen sprach. Ich fühle mein Herz zu beklommen, um lange dabei zu verweilen. — „Aber —“ sagte sie — „ob ich je an meines Carls Liebe und seinem Wort gezweifelt habe — fragen Sie meine Julie.“

„O! —“ fiel Fr. v. M. ein — „Das ist wahr! Mein — sagte sie immer — sein Wort bricht mein Carl nie! Das kann er nicht, das ist unmöglich, eh' alles andere. Wer weiß, was sonst geschehen ist? Ich will gar nichts wissen, ich will gar nicht klagen, ich will's annehmen von dem Schicksal — ich habe nur im Traume glücklich seyn sollen, und so will ich sterben.“

So verging Monat über Monat. Sie litt viel, die gute himmlische Seele, aber die Hoffnung verließ sie doch noch nicht.

Endlich kam das schändliche Billet des unmenschlichen Onkels an, das er durch Andreas hatte schreiben lassen. Sie las und verstummte, aber von dem Augenblick an verwelkte sie, wie eine geknickte Blume. Der alte Vater starb einen Monat darauf an einem zurückgeschlagenen Podagra, und so war die ganze Welt für Sophien todt.

Nichts gewisseres, als daß sie die Auszehrung habe. Ihr Arzt, der Doctor Vustini, rieth zu einer Reise nach Nizza; Fr. v. M. konnte ihre Freundin nicht verlassen, da die Tante den Winter in Orbe zubringen wollte, und so reisten sie sechs Wochen vor meiner Ankunft ab, von dem guten Doctor begleitet, der sie dort einrichten wollte. Um unerkannt zu bleiben, nahmen sie den Namen T. an, und nachdem sie in Genf das Gerücht von Sophiens vollzogener Heyrath hatten verbreiten lassen. — —

XXIV.

O, mein Freund! Wie soll, wie werde ich's ihr je vergelten, dieses unveränderliche, unerschütterliche Vertrauen auf meine Treue und Liebe? Fr. v. W. hat mir gestanden, daß sie für ihre Person zuweilen an meinem Herzen gezweifelt habe, aber Sophie nicht ein einziges Mal. Ohne Vorwurf, ohne Klage hat sie den Augenblick ihrer Auflösung erwartet, mein Bild immer in ihrem Herzen, meinen Namen unaufhörlich auf ihren Lippen.

Den Abend, als ich Fr. v. W. zu sehen geglaubt hatte, war ich wirklich von ihr erkannt worden, aber sie hatte das Geheimniß davon bis zur völligen Entwicklung verschließen wollen. Seit jenem Abend in dessen — war Sophie etwas heiterer gewesen, und hatte weniger geweint. Sprich, mein

Freund! Was ist das, wenn das keine Sympathie ist? Warum wollen wir denn nun gerade mit apodiktischer Gewisheit sagen, das könne seyn, und das könne nicht seyn? Wahrlich, als ob die Natur und die Empfindung nur nach diesem oder jenem System wirken dürfe!

Ich für meinen Theil weiß, was ich glauben soll. Ist's nicht, als ob seit jenem Abend sich unsere beyden Genien wieder gefunden hätten, und von Tage zu Tage uns eines dem andern näher gebracht, bis endlich gestern der letzte Nebel fiel, und wir einander gegen über standen?

Wenn ich mich jetzt an alle die kleinen Umstände erinnere — Nein, es hat alles so seyn müssen, es hat nicht anders seyn können. Und daß ich den guten Killiet von Bern in Genf antreffen, und daß er mir die Reise nach Nizza vorschlagen mußte, und

daß nun das alles so zusammen passen, sich so herrlich schicken und fügen muß!

Ach, wer blickt in die Zukunft, wer kennt die Macht auch nur des folgenden Augenblicks! O, so faßt Muth und Hoffnung, ihr Bekümmerten! Trocknet eure Thränen, ihr Weinenden! Die Zeit bringt alles an das Ziel. Das keimt und wächst in stiller Verborgenheit, bis der Tag der Erndte kommt. Da wird alles, alles wiedergefunden, und jeder sammelt frohe Garben.

XXV.

Ich bin hingezogen, habe ich dir's gesagt? Ihre Aussicht ist noch reizender. O, mit welchem Entzücken steh' ich jetzt mit ihr auf der Terrasse, und blicke hinaus auf die Küste und das Meer! Wie drängt sich doch das alles, alles mit hoher Lieb' und Freude an unser Herz! Die Olivenwälder und die

lebendigen Gärten, und die Fluthen im Morgen- und Abendglanz! Alles so groß und erhaben, mächtig und lebensvoll! —

Und dann! Sophie ist so wenig am Körper krank, als ich. Der berühmte Doctor Walker hat uns völlig darüber beruhigt. Bis zum May der hiesige Aufenthalt, die Reise durch das schöne Frankreich, und vor allem unsere Liebe wird alles, alles wieder herstellen. Ach, wenn das Herz nicht leidet, da blüht der ganze Mensch in Kraft und Leben.

Ja, wenn du uns jetzt sehen solltest! Wir erholen uns, wie zwei Blumen, die der freundliche Gärtner wieder begossen hat. Bald wandeln wir am weißen Gestade hin, besehen die Tartanen und Selyken im Hasen; bald steigen wir auf die Plateforme des Wallees, und blicken in die Natur hinein, als in ein stilles Heiligthum; bald folgen wir den

labyrinthischen Schlangenpfaden an den grünen Hügeln, wo die Erdbeere und das Weilchen winken, der Lavendel und der Thymian duften, und die gute Fr. v. M. setzt sich dann mit ihrem Buche, und läßt die großen Kinder „à leur aise“, wie sie sagt.

Dann erzählt mir meine holde Sophie von allem, was sie gedacht und gethan hat die ganze lange Zeit über, ein ewiger unerschöpflicher Stoff, und wie sie mitten in der Nacht ihres Kammers einen schwachen Schein von Hoffnung behalten, wie aus meinem Herzen bis zu ihr hin; und dann lagern wir uns am Rand der beflühten Quelle, drücken uns sprachlos die Hände, sehen uns an, und umarmen uns. —

So vergeht ein Tag nach dem andern, und jeder Morgen findet uns heiterer und gesunder. Das Leben erhellt sich wieder vor unsern Blicken, wie der Himmel nach dem

schrecklichen Gewitter. Wir haben uns wieder, und die Wunden des Herzens heilen.

O, Sophie! Wie werde ich dir das alles belohnen? Wie werde ich dir je genug danken können, daß du treu und innig an mir hieltest, da alles wider mich war?

## XXVI.

Von der guten Fr. v. W. hab' ich dir noch etwas zu sagen. Sophie hat mir einen Theil ihrer Geschichte erzählt \*). Ach, es ist wohl wahr! Was so mancher Mensch erfahren hat, das sollte keiner vermuthen. Sie wird meinem Herzen immer werther, das erste Weib nach Sophien.

\*) Die dahin gehörigen Papiere sind in den Händen des Herausgebers dieser Geschichte, und äußerst merkwürdig. Vielleicht theilt er sie einmahl unter dem Titel: „Julie, oder die Schwärmerin“ mit.

Und mit welcher Liebe und Güte sie ihr beigestanden hat! Wie sie alles mit ihr theilte, Gram und Leiden, und doch selbst nicht glücklicher war! Wie sie ihre eigenen Thränen verbarg, und mit blutendem Herzen den Trost der Hoffnung einsäßte!

Sie hat ihre drei holden Kinder bei sich. Ihre Erziehungsmethode will ich mir zum Muster nehmen. Das ist ein Geist der Liebe und der Verträglichkeit, der Milde und der süßen Gefälligkeit, der die Kleinen zu Engeln macht.

Wenn ich Sophien und sie ansehe —  
Es ist gewiß: ohne Sanftheit giebt's kein gutes Weib! Mögen Wiß und Verstand, Talent und Belespriet bezaubern, wen sie wollen, wenn die Sanftheit sie nicht verschöneret, flieht das häusliche Glück unter Thränen davon.

XXVII.

Stelle dir vor, mein Lieber, die Tante ist hier gewesen; aber sie hat mich nicht sehen wollen, sie ist sogar vor lauter Erbitterung gegen mich heimlich ausgezogen. Ich wundere mich nun selber, daß ich nicht gleich Anfangs weiter nach ihr gefragt habe; denn es waren ja eine Frau v. T. mit ihrer Schwester und Tochter. Nun die Schwester ist die gute Tante gewesen, aber sie haben nichts sagen dürfen.

Diesen Morgen geht die Thüre auf — da hast du sie leibhaftig — Wer erschrak, das war ich.

Sie wußte schon alles — Ich will dir den ganzen Sermon ersparen; sie hat mir ihre völlige Huld und Gnade wieder geschenkt, sie will mit der Dichte leben und sterben. Es ist doch ein gutes Herz, trotz ihren Ei-

genheiten, um der „chère mère“ willen bin ich ihr „à la tante“ gut.

Dann ein großes Portefeuille mit Rechnungen u. s. w. Findet sich, daß Sophie ihre Fonds in England hat; giebt über meine Forderung und Erwartung an die 1500 Pfund jährlich \*). Das ist — aber leise, sonst wird der Engel roth — für die Kleinen.

Sieh, Leopold! Wenn der Besitz eines gewissen Vermögens ein Glück ist, so ist er's nur in so fern, als das Herz sich freier seiner ganzen Trunkenheit überlassen kann, ohne Sorge und Ängstlichkeit, als der Wunsch, Freude und Glück zu schaffen, nie mit dem Selbstbedürfniß streitet. Aber darüber reden wir noch einmahl, hörst du?

„Somme tout“ — wie die Tante sagt; mir fehlt niemand; als mein Leopold!

\*) Fast 9000 Thaler.

XXVIII.

O, wie lohnt ein Augenblick in ihren Armen alle die traurigen einsamen Monate! Mit welchen liebevollen trunkenen Augen sie mich ansieht, und schließt sie dann vor holder Scham und Zärtlichkeit! Wie sie meine Hand fest in die ihrige drückt, sanft meine Wange streichelt, oder mein Herz schlagen fühlt!

Dann umschränkt sie mich mit ihren holden Armen, und ich drücke sie an meine Brust; unsere Herzen klopfen zusammen, und meine Augen ruhen auf den ihrigen.

Und jetzt fragt sie mich sanft, wie mir ist, und was ich mache, und heißt mich ihren lieben Carl; und erzählt mir dann leis und mit süßem Erröthen, was sie beim ersten Mahl gedacht, und wie sie mich verstohlen angesehen, und wie der einzige Anblick mir ihr Herz gewonnen habe.

Dann drücke ich sie noch fester an meine Brust, und blicke auf, und rufe: „Auf ewig so!“

XXIX.

„Wissen Sie, Freund, was unserer Literatur noch fehlt?“ sagte der Abbe' Bagliani.

„Nun?“

„Ein großes Werk über die Liebe.“

„Ey so schreiben Sie es doch.“

„Das möchte ich zu Ihnen sagen“  
— erwiderte er. — „Denn glauben Sie, Herr Graf, ein Monat von Ihren Erfahrungen wäre mehr werth, als zehn Jahre kalter Speculationen im Museo. —“

„Gut, mein Lieber! Zugegeben, daß die Selbstempfindung, die eigene Erfahrung, wie überall, auch hier der Speculation vorzu-

ziehen wäre; aber das machte es doch wahrhaftig noch nicht aus!“

„Habe ich das gesagt, Herr Graf?“

„Freilich müßte der Verfasser eines solchen Werkes diese Leidenschaft nicht bloß an sich, er müßte sie auch an andern studirt haben. Es müßte sein eigentlicher Zweck gewesen seyn, alle die verschiedenen Ausprägungen derselben nach Alter und Stand, nach Temperament und Geschlecht zu beobachten, er müßte mit den Erfahrungen eines großen Menschenkenners auch alle Kenntnisse des historischen Forschers besitzen, und nun mit wahrer Philosophie des Lebens, mit einer ächten praktischen Weisheit und Raisonnements darüber, und Resultate daraus mittheilen.“

„Welche Mannichfaltigkeit, welchen Reichtum würde ein Mann von diesen Gaben und dieser Bildung nicht in seinem Gegen-

stände finden! Welche Aufschlüsse, welche psychologische Entdeckungen! Seine Schrift würde ein schönes lebendiges Gemälde alles dessen werden, was die Menschen in dieser Rücksicht je empfunden, gesagt und gethan haben.“ —

„Aber vergessen Sie ja das Wichtigste nicht, lieber Abbe! Den Styl, den Styl!“

„O, mein Freund! Ein solcher Mann würde ihn gewiß in der Reizbarkeit seines Herzens, in der Fülle seiner Phantasie finden. Und einer der Philosophen, die ihre scholastische Terminologie für neue Wahrheit, ihren gothisch-deutschen Ausdruck, ihre lateinisch-pedantische Construction für Tiefinn verkaufen, einer der Herren schreibe unser Werk so nicht —“ \*)

\*) Der Abbe' meint nur die Philosophen, die Newton oder Kant zu seyn glauben, wenn sie den Styl nachahmen.

„Sie entzücken mich“ — sagte ich —  
„Von Ihnen möchte ich das lesen, ich wieder-  
hole es.“

„O, Herr Graf, das ist nichts, als der  
Entwurf eines Augenblickes. Zeit und Muße,  
Unterstützung und Aufmunterung, das ist  
alles, was ich von den Obtern flehe. Und  
dann Ihre Erfahrungen und meine Resul-  
tate! Ich wag' es, zu sagen: Das sollte  
ein Werk werden!“

### XXX.

Ach, wie wird man sich doch nur um so  
theurer, um so werther, wenn man eines  
um des andern willen litt! Wie wird die  
Ueberzeugung gegenseitiger Treue und An-  
hänglichkeit so fest und unerschütterlich, und  
wie feurig bemüht man sich, jene Tage des  
Grams durch doppelte Zärtlichkeit zu belohnen!

Wenn ich Sophien so ansehe, welche  
Spuren sanfter Wehmuth jene kummervollen

Monate auf ihrem Gesichte zurück gelassen haben, wie das Feuer ihrer Augen durch die Thränen des Grams so süß gemildert worden ist, und wie nun von Tage zu Tage die Miene der Schwermuth wieder in stille Heiterkeit überfließt!

O, es ist doch wahr: Wenn lernt man sich selber am besten kennen, als wenn uns alles außer uns verläßt? Wenn lernt man milder und sanfter, gelassener und friedlicher denken, als bei den Thränen über eigenen Gram?

Ach, nur dann erzieht man sein Herz zur Güte und zur Reinheit, nur da giebt man seiner Seele den edeln hohen Schwung männlicher Festigkeit. Da reißt man sich mit jedem Tage mehr von kleinern Armseligkeiten los, da wächst der Schatz des edeln Selbstgefühls und des Vertrauens auf uns selbst zum unerschütterlichen Trost.

Die Lieblinge des Glücks, die nur Freudenthränen kennen, die das Bittere der Täuschung, und das Schreckliche der Verzweiflung nie erfuhren, o, sie hatten auch das göttliche Gefühl der neuen Ruhe und der wieder kehrenden Heiterkeit nie! Sie genossen auch nie die selige wonnevolle Empfindung des Wiedererwachens, Wiederaufblühens aller Hoffnungen, wie wenn der Sturm des Ungewitters nun schweigt, und nichts zurück bleibt, als das Säuseln der erquickten Natur!

Im heil'gen Dunkel wandelt die hohe Vorsicht über uns. Sie erzieht alle ihre Kinder, sie weiß allein, was ihnen nützt. Ihr wollen wir uns hingeben, ihr wollen wir uns überlassen, ohne Klage und Borwitz — still und vertrauensvoll an's Ziel zu kommen, wie der schlummernde Säugling, ihm

selber unbewußt, doch zulezt in der süßen Heimath anlangt.

XXXI.

Wir hatten vom Enthusiasmus gesprochen, der Abbe' Bagliani und ich, Sophie war auch dabei. Er wendete es endlich auf die Liebe an.

Der Enthusiasmus — sagte er — erhebt das geliebte Wesen zum Ideal der Vollkommenheit; er schmückt es mit seinen eignen Farben; er zündet in dem Herzen die heilige Flamme aller Tugenden an, die nur auf seine Liebe Bezug haben können; er begeistert zu den höchsten, ich möchte sagen, zu den übermenschlichsten Handlungen. So weiß ich ein Beispiel —“

„— Das Sie uns erzählen müssen, lieber Abbe' —“ sagte Sophie mit einem süßen Lächeln, und zog ihn bei der Hand wieder auf die Nasenbank nieder.

„Mit Vergnügen, so hören Sie denn zu.“

XXXII.

„Es ist alles verloren, nur meine Liebe nicht! Treulose Schuldner, die ihr den Untergang des ehrlichen Mannes beschwurt; hartherziger Vater, der dem erwählten Bräutigam sein heiliges Versprechen brach, und kalt bei den Thränen seiner Tochter blieb — ich troste euch, denn Nina's Herz ist mein.“

So sagte Onufrio Coma, ein junger Kaufmann von einer der liparischen Inseln, der durch einige Bankerotte sein ganzes Vermögen verloren hatte.

Arme Nina, die er vor wenig Wochen noch im Schooß des Ueberflusses als seine Braut umarmte, ach, du wußtest nicht, daß dein grober Vater ihm auch deine Hand nun abschlug! Du lagst im Arm des süßen Schlafes, von schönen Träumen deines

Glückes umgaukelt, als er durch die finstere Nacht dem felsigen Gestade von Vulcano\*) zuschwamm.

Tage vergingen, Wochen und Monate verfloßen; sie sieht ihn nicht mehr, sie hört nichts mehr von ihm. Wo ist Er, was macht Er? Wie und Warum?

Aber Onufrio, von seiner Liebe begeistert, zwingt dem Schicksale seinen Verlust wieder ab. Wenn die Sterne der Mitternacht aufgehen, steigt er in die Crater eines ausgebrannten Vulcans hinab, sammelt mit emsigem Fleiße den angesetzten Schwefel, und verbirgt ihn in seiner Felsengrotte.

Die Steine, die unter seinen Füßen hinab stürzen, der Blitz, der sein Haupt umkreuzt, das dräuende Geschos der königlichen Wächter, nichts schreckt ihn, nichts hält ihn

\*) Eine der kleinen liparischen Inseln.

ab. Du, Nina, bist sein Schutzgeist, und  
du, o Liebe, sein Talisman!

Zweymahl hatte der Frühling Siciliens  
Fluren mit neuen Blumen geschmückt,  
für dich, unglückliche Geliebte, blüht keine  
Rose mehr. Hin ist die Hoffnung deines  
Lebens, und düst'rer Gram eröffnet dir dein  
Grab.

Doch nein! Von wem erzählt der Rei-  
sende in ihres Vaters Gemach? Wie er so  
einsam in der Grotte lebt, wie er den Vul-  
can ersteigt?

O, das ist Onufrio! Er ist es, er ist es;  
kein anderer kann so lieben, wie er. —

### XXXIII.

Wie Lieb' und Zärtlichkeit auch die sanf-  
testen Seelen stählt, Sehnsucht und Treue  
auch das schwache Geschlecht mit der muttig-  
sten Kühnheit wapnet! Nina miethet ein

kleines Boot, und ein alter Schiffer bringt sie in wenig Stunden an das Ufer von Vulcano.

Es war die schönste Sommernacht; der Mond hing traulich zwischen Abendgewölke, die Lüfte säuselten in Pomeranzendüften. Nina eilt mit zitterndem Verlangen dem Orte zu, den ihre Vermuthung ihr zeigt. Schon sieht sie den Schatten des Berges auf der schimmernden Ebene, schon winkt ihr der Epheu an der Grotte, vom Monde beleuchtet — was ist das für eine Gestalt?

Gott, welche Scene! Er ist es! Dnufrio!

Welche Umarmungen, welche Küsse! Und die Thränen, und die stummen seelenverschlingenden Blicke! O wenn die Hoffnung — Ja, Nina! Ja, Dnufrio! Vielleicht kann noch alles gut werden!

Mina nimmt endlich einen Theil des Schwefelvorraths mit, um ihn durch ihren Bruder verkaufen zu lassen. Onufrio will ihr die Nacht mit dem Uebrigen folgen, aber o Schicksal! die königlichen Wächter fangen ihn auf, und fähren ihn in Fesseln nach Lipari.

O Mina, was wird aus dir werden? Sollst du den Kranz zum zweyten Mahl verwelken sehn? — Das Gesetz erkennt ihm den Tod zu, aber die Menschlichkeit sieget für das Mahl. Großmüthig bringen die Edelsten seiner Mitbürger die verlangte Geldstrafe zusammen; die Thüren des Kerkers öffnen sich, und Onufrio sinkt ewig in Mina's Arme.

XXXIV.

Sie kommen alle wieder, alle, alle die süßen holden Bilder meiner Phantasie, wie

II. Theil.

2

jeder Frühlingsmorgen eine neue Blüthe entfaltet. Ich umfasse sie mit einer Innigkeit, wie alte Freunde nach Abwesenheit von Jahren. O so werde ich denn einmahl an das längst erwünschte Ziel gelangen! So werde ich denn nun endlich, endlich den schönen Quell gefunden haben, wo ich zu meinem Herzen sagen kann: „Ruhe!“

Was macht glücklich, Leopold? Ist's nicht die Ueberzeugung, so sey uns ganz wohl? Wenn die Phantasie endlich alles versammelt findet, dann ruht sie sich aus von dem langen wilden Umherschweifen; dann webt sie sich ihr schönes reizendes Gefilde, und der Verstand nennt's Genügsamkeit.

Morgen reisen wir ab. O, wenn ich denke, wie ich hierher kam! Es ist mir alles, wie ein Traum; ich werde mein Glück erst

in Genf recht fühlen. Bagliani geht über Lyon mit; es ist ein trefflicher Mann.

Aber vergieb, ich breche ab. Sie erwartet mich.

XXXV.

Wohlan denn, wir reisen! Lebt wohl, ihr glücklichen Fluren von Nizza, ihr Olivenwälder, ihr Gebürge, und du, o blaues Meer, lebt wohl!

Noch einmahl blicke ich euch an, noch einmahl von dem Hügel von Antibes, euch schäumt der Becher süßen Muscatellers, und nun zum letztenmahle. O meine Dankbarkeit bleibt ganz bey euch, doch euer Bild folgt meinem Herzen nach.

Wohlan denn, wir reisen! Schon steigen wir die labyrinthischen Pfade des Vergess Esterelles hinab, wo der Pinaster neben

dem Erdbeerbaum seine hellbraunen Zapfen hinab senkt; blicken, so wie der Weg sich windet, bald auf das Thal voll junger Saat, bald auf die lockigen Olivenhügel, bald auf das Meer in blauem Duft, pflücken jetzt von Pignans saftigen Maulbeeren, und kommen durch ein schönes Thal in Toulon an.

Wir haben zwei Wagen, eine frohe muntere Gesellschaft, Sophie ist an meiner Seite; ich bin trunken von Entzücken.

XXXVI.

Nichts von dem Hafen, und dem Arsenal, den Castellen, und dem Bagnio, wo ich seufzen mußte; — zwischen Weinbergen und Kornfeldern hindurch, wo die Capernstaude sich an den Olivenbaum windet, kamen wir Sehnsuchtsvolle in Nieres an.

Was soll ich von Fille's Garten sagen, wo die Sinne in den Wohlgerüchen Arabiens

und Indiens Schwelgen? Wo die Tuberoſe neben der Orange, die Caſſia neben dem Jafmine blüht? Wie ſoll ich euch ſchildern, ihr reizenden Fluren voll Granaten und Mandeln, Citronen und Pfirſchen, Myrthen und ewig jungen Roſen?

O wenn ich das himmlische Bild dieſer elyſſiſchen Gegend, ſo wie es die Terrasse des Nonnenkloſters vor meine Augen ſtellte, in ſeiner ganzen Schöne, und mit allem dem Entzücken auf mein Papier zaubern könnte!

Es iſt Abend; der Mond hängt über den Olivenwäldern; von den Salinen weht's, wie Weihenduft; der kühlende Weſt pflückt einzelne Datteln in das Gras; Sophie ſteht neben mir — O Gefühl des Lebens und der Liebe, mein ganzes Weſen löſt ſich in euch auf!

XXXVII.

Wir fuhren durch den merkwürdigen Paß von Olioules. Eine tiefe Schlucht zwischen weißgrauen Felsen, wo der Weg neben einem wilden Bache in unzähligen Krümmungen hinläuft. Aber wie war mir jetzt so anders, als bey dem ähnlichen Passe von Giandola! \*)

O, ein liebendes Herz bringt sein Entzücken überall mit hin, und an der Seite des geliebten Wesens wird alles zum Paradiese.

Sophie wollte jetzt mit Fr. v. M. eine besondere Unterredung haben, ich setzte mich also zum Abbe'. Wir hatten schon einmahl an einem schönen Abend in Nizza über Leben und Lebensgenuß gesprochen; ich weiß

\*) S. oben S. 100.

nicht, woher er Gelegenheit nahm, auch jetzt auf diese Gegenstände zurück zu kommen.

„Wissen Sie“ — sagte er — „daß ich seit der Zeit den Gedanken gehabt habe, ob man nicht eine Geschichte des Lebensgenusses schreiben könne.“

Sch sah ihn verwundernd an. „Wahrhaftig, lieber Abbe', das wäre ein herrlicher Einfall.“

„Aber gewiß nicht so leicht auszuführen“ — fiel er ein. — „Der Verfasser müßte ein Mann von ausgebreiteter Gelehrsamkeit, und von wahrem philosophischen Geiste seyn; er müßte die Schätze des Alterthums mit der Fackel der Kritik durchsuchen, die Geschichte des Handels und der Künste, der Erfindungen und der Entdeckungen verfolgen; er müßte sich bey seinen weitläufigen Reisen diesen Gegenstand zu einem Hauptzweck seiner Beobachtungen ge-

macht haben, und nun Ordnung und Klarheit, Schönheit und Leben in der Darstellung!“

„Was haben die Menschen aller Zeiten und aller Länder an Genüssen der Sinnlichkeit u. s. w. gekannt? Was machten Nationen und Zeitalter, Regierungen und Religion für Unterschiede? Welchen Vortheil oder Schaden hat die Entwicklung der Menschheit im Ganzen davon gehabt; welchen Einfluß die Bildung der Nation darauf, und wie ist sie dadurch modificirt worden? u. s. w.“

„Wenn diese und andere Capitel, wie es sich versteht, mit Ordnung und Vollständigkeit abgehandelt würden, wie viel neue Aufschlüsse für den Arzt und den Gesetzgeber, den praktischen Philosophen und den Oekomenen!“

„Vortreflich, lieber Abbe'; aber das möchte Zeit kosten.“

„Zugegeben. Fangen wir unterdessen mit einem Stücke an. Man hat nur über die griechischen und römischen sogenannten Antiquitäten ganze Bibliotheken geschrieben, aber aus dem Gesichtspunkte sind sie, meines Wissens, noch nicht angesehen worden.“ \*)

„Die Geschichte der Erfindungen eben so. Und doch welche reiche Lese zur Bequemlichkeit, zur Erhöhung der Genüsse, zur Abwendung, zur Verminderung unangenehmer Eindrücke! Wo ist das Magazin, das wenigstens die neuen aufbewahrt?“ \*\*)

\*) Si fait, Hr. Abbe! Ein gewisser deutscher Schriftsteller, wie die Folge zeigen wird.

\*\*) Herr Bertuch hat gewiß in dieser Rücksicht ein sehr gutes Werk an seinem Modejournal in Gang gebracht.

„Aber ich breche ab“ — rief der Abbe'  
— „Blicken Sie auf, lieber Graf! Sehn Sie  
dort den Mastwald? Es ist Marseille  
mit seinem Hafen.“

XXXVIII.

Ich sage dir nichts vom Ray, und von  
dem unbeschreiblichen Leben und Getümmel, als  
wår' es der Markt der ganzen Welt; nichts  
von dem herrlichen Anblick des Hafens, der  
schönen mit Bäumen bepflanzten Straße;  
das steht in tausend Büchern. —

Aber ich habe etwas gesehen, was mehr  
ist, als Nizza und Hieres, das mir so  
lieb ist, als Sophie — ich habe den Abbe'  
Raynal gesehen, den Verfasser der Histoire  
philosophique etc.

Der lauschende feine Zug um Mund  
und Stirne, und doch der Eindruck von  
Güte und Edelmuth, den das Ganze

macht, das lebendige Feuer in seinen Augen, und das Helle Durchdringende seines ganzen Blickes; das Feste Starke seines Ausdruckes, wenn er einmahl spricht.

Seit mehreren Jahren nährt sich der große Schriftsteller bloß von Vegetabilien; daher vielleicht seine ungeschwächte Geistes- und Körperkraft; aber sein Name wird den Namen seines Freundes Bertrand, in dessen Hause er lebt, auf die Nachwelt bringen.

„Ach!“ — sagte ich zu Bagliani, als ich mit hoher Begeisterung von Raynal Abschied genommen hatte — „Wenn wird meine Nation solche Schriftsteller bekommen?“

„Wenn sie sie wird schätzen lernen“ — gab er zur Antwort.

### XXXIX.

Wir waren über St. Pont, und durch die reizende Gegend von Lambesc — einen

großen Garten voll Kornfelder und Wiesen, Oliven- und Weinpflanzungen — nach Avignon gekommen.

Wir eilten auf den schönen Spazierplatz zwischen der Stadtmauer und der Rhone. Eine dreifache Allee hoher Ulmen und Eschen. Groß und mächtig rauscht die Rhone vorbei, ein Strom des Lebens und der Fülle, und wenn das Auge auf das jenseitige Ufer blickt, erhebt sich die Stadt Villeneuve an sanften Hügeln empor.

Wir setzten uns auf eine der steinernen Bänke; die reiche Flur auf der östlichen Seite sank in blauen Duft, von Villeneuve schimmerten die Lichter herüber, wie Sterne; das Rauschen der Rhone tönte stärker, und in den Nestern über uns sang die Nachtigall.

O Sophie! — sagr ich leise — Wenn — aber hold erdthend verschloß sie meine Lippen mit einem Kusse.

XL.

Von Valence an, wo die Rhone, obwohl in der Ferne, immer bei uns blieb, und die grünenden Berge und Hügel an ihrem jenseitigen Ufer tausend mannichfaltige Ausichten gewährten — von dem Städtchen Valence an kamen wir über Tain, wo ich den herrlichen Vin d'Eremitage kostete, über St. Valier und Vienne nach Lyon.

O die Aussicht von dem Kay auf das schöne Land über die Rhone hinüber, wo ich dich zuerst im Abendshimmer wieder sah, königlicher Montblanc, wo alle die Bilder der Liebe und des häuslichen Glückes, des stillen Genusses in der gnügamen Ruhe, der Schönheit und der hohen Milde, wie eine himmlische Glorie um deine Scheitel zu schweben schienen, o, die Aussicht und diesen Abend werde ich ewig nicht vergessen!

Ach, meine Freunde, es giebt Empfindungen, die man ewig fest halten möchte! Ich hörte nichts mehr von dem Rauschen des Stromes; es war mir, als wär' ich, Sophien in meinen Armen, in eine himmlische seltsame Region entrückt — — aber kein Wort mehr, wenn die Sprache diese Gefühle schildern will, zerfließen sie, wie ein schönes Wolkenbild.

Hier schied Bagliani \*), aber ich werde ihn wiedersehen; wir setzen uns in unsern Wagen, noch zwei und einen halben Tag, und wir sind in Genf.

\*) Denen, die ihn lieb gewonnen haben, ist die Nachricht vielleicht angenehm, daß der Herausgeber dieses seine sehr interessante Schrift: Die Sybariten, oder meine Republik, zu beliebiger Bekanntmachung erhalten hat.

XLI.

Genf.

Eine lange, lange Pause; aber wie viel ist auch geschehen! Ach! wie nahe, wie nahe! und der schöne May blüht übermorgen erst auf.

Von Lyon en poste nach Genf. In Mantua fanden wir am Fenster ein Paar, wo nicht schöne, doch gewiß sehr wahre Verse:

Un amour vrai, sans feinte et sans caprice,

Est en effet le plus grand frein du vice;

Dans ses liens qui fait se retenir,

Est honnête homme, ou va le devenir.

Jetzt kamen wir an. O, als ich wieder in mein Zimmer trat, dieselben Bücher, alles, alles wieder — alles, als ob es mich grüßte, mich anlächelte. — Noch denselben Abend kommt mein lieber Niklet von Bern, ich erkannte ihn den Augenblick als

meinen Wohlthäter, der mir den glücklichen Rath gab; aber wie erstaunte ich, als es hieß: Der Doctor Butini.

Das Räthsel war bald gelöst, und alles geht mit rechten Dingen zu. Butini wußte Sophiens Geheimniß, es war ja der Hausarzt, und er kannte mich persönlich. Er kam den Tag gerade wieder in Genf an, und speiste im Gasthose; ich meine von Nizza, wohin er Sophien begleitet hatte. Er erkennt mich sogleich, und beschließt, mich nachzuschicken. Daher die Unterredung und mein ganzes nachheriges Glück.

Nachher erzählte er mir, wie ihm doch wirklich bange für mich gewesen wäre, er hätte den Damen auch nichts schreiben wollen, da er meinen Entschluß nicht wußte. „Aber ich sehe, die Reise hat Ihnen treffliche Dienste gethan“ — setzte er lächelnd hinzu.

Ein Paar Tage darauf hieß es nun „die Einrichtung.“ Es ward uns eine schöne Campagne bei Beva y angetragen. Ich hin, und das Ganze besehen. Alles, Meublen, eine artige Bibliothek, eine Kupferstichsammlung, um einen sehr mäßigen Preis, kurz, der Handel wird richtig; der gute S —, der sich trefflich auf die Geschäfte versteht, hat mir am besten dabey gerathen.

Gestern bin ich wieder angekommen, die Tante ist schon voraus, um alles einzurichten, und übermorgen folgen wir; wenn Magister B — — nun wer das nicht errathen will, nicht wahr, Leopold?

## XLII.

Beva y. Morgens.

O Wonne, zu lieben und zu leben! O Entzücken! O Seligkeit! Hinaus, hinaus

II. Theil.

W

in die Natur! Ein neues Licht, ein neues  
Daseyn!

Verdoppelt eure Küsse, ihr zärtlichen  
Tauben, schmiegt euch inniger zusammen, ihr  
süßen Blumen, wallet und schwebet herab,  
ihr blauen freudigen Wolken; daß ich euch  
umarme, euch alle, euch alle, die ganze Na-  
tur, die ganze Welt! Sie ist mein, sie ist  
mein! Das sagt alles! Mein ist alles, alles!  
Der Genuß und die Liebe, und die holde  
Scham, und der süße weichende Widerstand —

Aber wohin reißt mich mein entzücktes  
Herz? O, ich bin wie ein Neugeborner, neue  
Sinnen, eine neue Welt! Ein göttliches  
Wonnegefühl trägt mich empor, ich blicke  
wie in ein Zauberland; Glanz und Schim-  
mer und Liebe, Liebe!

O, es ist alles, alles vergolten; ihr habt  
euch selbst übertroffen, süße selige Hoffnun-  
gen! Ich bin ein anderer Mensch, ich

habe ein neues Leben angefangen; in ihr  
Wesen versenkt und verwebt.

O schöner goldener Tag! Morgenroth,  
und ihr, zärtlichen Vögel, seyd alle begrüßt!  
Gebürg und See, Bäume und Blüten!  
Ihr glänzet alle in meinem Entzücken! Ach  
was sag' ich, wie wollt' ich mich ausdrücken!  
Ach, du verstehst mich allein, du allein, mein  
Herz!

Bekränzt sie alle, bewillkommt sie alle,  
jedes Gräschen, jede Blume! Lächle sie mil-  
der an, du holde freundliche Sonne! Nauscht  
harmonischer, ihr klaren Wellen, rufet sie  
leis bei ihrem Namen, liebliche Weste:  
meine Sophie, meine Sophie!

### XLIII.

Natur! Natur! Aber alles, was sie  
vom Unangenehmen, vom „Unschönen“ bei  
sich führt, durch Delicatesse verschleiert und

verborgen. O Glücklicher, wer frei von allen Banden der Eitelkeit und des Zwanges sich in der ganzen Fülle seines Lebens berauschen kann!

Kraft und volle Gesundheit, schöne Früchte der Mäßigkeit! Wer redet von Schmerz und Krankheit? — Ach! sie verschulden es selbst. Ihre heißen Getränke, ihre Cadaver, die sie mit gierigem Heißhunger verzehren, ihre verpestete Luft, die sie athmen! Ihre Ausschweifungen aller Art —

Ach du göttlicher Sinn für hohe heilige Schönheit, für die ungeschwächte, unverdorbene Stärke, Fülle der Kräfte, wie seyd ihr so selten! Warum wird uns nicht von Jugend auf jeden Morgen wiederholet: Gesundheit und Schönheit!

Und dann jene holde bezaubernde Reinlichkeit bis in die kleinsten Kleinigkeiten, die das ganze Leben so verschönert und ver-

süßet; eine himmlische Erquickung, jeden Genuß erhöht, die Sinne wie ewig jung erneuert, Seele und Leben weckt und nährt!

Und dann der Sinn für Ordnung und Gefälligkeit, Anmuth und holden leisen Reiz überall und in allem! Ich weiß nicht, es ist ein reizender Anblick, wie alles an seinem Orte, in seiner Regel stehet und wandelt. Ein Bild der Sanftheit und der Pflicht, der Harmonie und Einigkeit.

O warum sollten doch die süßen reizenden Bilder nicht überall ins Leben übergehen können!

#### XLIV.

Jetzt, da ich nun endlich sagen kann: meine Wünsche sind alle zur Erfüllung gereift; jetzt umfaßt mein Herz wieder alles mit Liebe; möchte alles fröhlich, alles glücklich wissen.

In dem Anschau'n meiner Wonne versunken, sitz' ich ihr oft stundenlang gegen über, und spreche kein Wort. Sie anzusehen, an ihren Augen zu hängen, ihr ganzes Wesen mit meinen Blicken gleichsam aufzufassen — das sind meine seligsten Momente.

Dann blickt sie mich mit süßem Lächeln versthohlen an, und arbeitet dann fort, und will mir die stille Thräne verbergen, die ihren Augen entschlüpft, dann schließ ich sie begeistert in meine Arme: „O theures Weib! Was ich bin, bin ich durch dich!“

Ein andermahl setz' ich mich allein an das Gestade meines schönen Sees. Die Lorbeerbäume wölben mir ein duftendes Laubdach, und die kleinen Wellen murmeln an glatten Kiesel'n vorbei. Dann umgeb' ich mich mit dem Andenken ihrer kleinsten Handlungen voll Liebe und Zärtlichkeit; an dieses

schöne Paar schließen sich dann alle Erinnerungen, alle Beweise der Traulichkeit und Freundschaft an, der Gefälligkeiten und der Dienstleistungen, die ich nur je unter den Menschen fand; und das bildet denn eine Welt voll Liebe und Güte, wie mein Herz sie so gern wünscht, und ich könnte mir keinen bitteren Gedanken an irgend jemanden verzeihen.

Wir haben auch eine kleine Casse zusammen, um zu helfen und zu erfreuen. Man muß das Elend seiner Brüder und Schwestern achten, was ihnen fehlt, das haben ja wir; und ihre Ansprüche auf Genuß und Freude sind nicht unbilliger, als die unsrigen. Ach, mein lieber Carl — sagte Sophie — wenigstens wollen wir so denken! Freude und Wohlthun um und neben uns, aber im stillen Geheimniß, wie die Rose in der Nacht aufblüht.

XLV.

Willst du glücklich seyn, Freund? Sey ohne Reue, und ohne Sorge. Beklage die Vergangenheit nicht, die du verloren zu haben weinst, fange von dem Augenblicke an zu genießen, wenn du endlich nach deinen Ideen glücklich geworden bist; aber verliere die Gegenwart nicht durch eitle Entwürfe für die Zukunft.

Lebe für den Augenblick, fasse ihn auf, eh' er fortschlüpft; ein gewisser Leichtsinn ist die beste Philosophie, um durch das Chaos zu kommen, welches wir menschliches Leben nennen; aber dabei vergiß nur der Pflicht nicht. Die Menschen —

Was dünkt dir zu diesem Fragment? Ich hab' es in irgend einem englischen Buche gefunden. Gewiß! Es ist aus meinem Herzen verschrieben: Ich will's vergessen, daß ich je verzweifeln konnte, ich

will versuchen, ob ich zum zweyten Mahle glücklich seyn kann.

XLVI.

Hier hast du die Geschichte eines Tages; die Abwechslungen für die andern denke dir selber.

Kaum röthet der Morgen Savoyens Felsen, so erquickt mich die crystallene Quelle. Dann kommt sie in ihrem reizenden zauberischen Morgenkleide und trifft mich in der Laube. Wir umarmen uns, als hätten wir uns seit gestern nicht gesehen — die heilige Verschwiegenheit deckt ihren dichten Schleyer — aber nein, ich verrathe keine Geheimnisse. — O, wie sie die Vögel begrüßen, wie ihr die Blumen entgegen duften, und wie wir die Blüthen besehen, die die Nacht entfaltet hat!

Nach dem Frühstück fragt mein Lieber nicht. Er kennt ja Schweizermilch und die

Ermen vom Gebürge, und die kleinen Erdbeeren mit Naßm fast das ganze Jahr durch.

Aber die Sonne steigt, und wir gehen in unser Zimmer zurück, wo die Rosengebüsche am Fenster uns duftende Kühle geben. Jetzt sitzt sie, und ich lese ihr vor, und von Seite zu Seite seh' ich die neue Schöpfung an, die unter ihrem Finger hervorgeht.

Es ist gewiß eine reizende Beschäftigung für ein schönes Weib. Das zauberische Spiel des Armes, der süße achtsame Blick, die holde stille Emsigkeit, und dann das Belohnende mit jedem Stiche, der Triumph des Gelingens, und das Nette, Keilliche, Blühende des Ganzen — —

Ich entsinne mich, als ich in Siena war, hatte ich meinem Fenster gegenüber ein sanftes gutes Mädchen, ein süßes liebes Geschöpf, das meinem Ideal sehr nahe kam.

O wie manche liebe Stunde habe ich ihr zugehört, wenn sie an ihrem Rahmen saß, und die kleinen Finger so fleißig arbeiteten. Wie freute ich mich mit ihr, wenn die Rosen nun aufgeblüht waren, und die Guirlande den schönen Rand umschlang.

Aber nun auch von meiner Lektüre zu reden. Sieh, mein Lieber, ich betrachte meine Bücher, wie eine Anzahl auserlesener Freunde, deren Unterhaltung ich mir wähle, wie ich sie jedesmahl eben brauche. Bald Scherz, bald Ernst, bald kalte Vernunft, bald Phantasie und Empfindung, jetzt Unterricht, jetzt Belustigung, aus allen Nationen und allen Zeitaltern. Mit ihnen mache ich nun wieder neue Bekanntschaften in jedem Buche, in jeder Stunde. Da tauschen wir Ideen und Erfahrungen, oder treffen uns auf den nehmlichen zusammen, da ler-

nen und belehren wir, immer neu, immer interessant.

Nach dem Essen betrachten wir unsere Gemälde und Kupferstiche. Sie wählt sich eines, und fängt an, es zu copiren, oder sie zeichnet aus ihrer Phantasie, oder am liebsten eine Scene aus unserer Geschichte, den ersten Abend auf dem Boulevard in Genf \*), oder die Laube in Nizza, wo wir uns wieder fanden. Ich trete unterdessen an unser Fortepiano, und spiele ein Stück von Mozart oder Naumann u. s. w. Auf einmahl springt sie wie begeistert auf, drängt mich schalkhaft hinweg, schlägt ihre Liedersammlung auf, ich hole Flöte oder Violine. — Ach, du solltest uns beyde hören, wenn wir das Duett von Cimarosa singen:

\*) S. erster Theil S. 62.

Tornerò, diletta Speme,

Tornerò, non dubitar'! \*)

Jetzt trennen wir uns, ich eile in meine Bibliothek, und forsche und lerne, sie durchsucht die Commoden, und ordnet, und legt hin und her, wie die Weiber so gern thun, aber wenn der See in der Abendsonne glänzt, dann holt sie mich ab, und wir besteigen unser Boot. Da wallen wir hin, wie zwei sorglose selige Götter, und neben ihrem Fläschchen Mandelmilch steht mein Wasser mit Vin de la Vaux. Dann erzählt sie mir dies und das, und ich von meinen Vätern, und vom Meere, und vom neuen Schiffe in Plymouth.

Und der Abend, und das Nachtmahl in der Laube, wenn der Mond auf den Wellen

\*) Frey:

Süße Hoffnung! ja ich komme,  
Zweifle nicht, ich komm' zurück!

spielt, und die Lorbeerbäume säuseln, wenn die Blüthen in ihren Busen fallen, und die Nachtigall im Gebüsch seufzt — wenn — —!

### XLVII.

Was macht das Glück der Ehe, und die Freude des häuslichen Lebens? Jene unablässige Sorgfalt, alles zu vermeiden, was die Delicatesse auch nur im entferntesten beleidigen könnte, jenes unaufhörliche Bestreben, es einer dem andern zu zeigen, daß man seine Liebe kenne und schätze. Das giebt Aufmerksamkeit auf sich, das schafft Eifer zu verbinden, gefällig zu seyn, Freude zu machen.

Man muß immer denken, die Zärtlichkeit des andern Theiles sey noch zu erwerben, man muß immer handeln, als wär' man noch bey den ersten Stunden der frühesten Be-

Kanntschaft; man muß sich um des andern willen vergessen, und so werden sich beyde Theile in einander wieder finden.

Ohne getheiltes Intresse, als das, in Liebe zu übertreffen, ohne geheime Plane, als zu frohen Ueberraschungen, eines Sinnes, nur wenn die Liebe zu viel geben will; Kinder der Natur und der Pflicht, o welche Ehe kann glücklicher seyn?

Es giebt eine Art zu leben, zu empfinden und zu handeln, die sich nicht beschreiben läßt; zwey edle Herzen legen sich stille Pflichten auf, die keine allgemeine Norm bestimmen kann, und ein feines Gefühl wacht über die kleinsten Umstände, wo der größere Hausen blind vorüber schweift.

#### XLVIII.

Mein, mein lieber Bagliani, wir haben keine Langeweile, Sie urtheilen richtig,

wir haben unsern Geist von Jugend auf zu bilden gesucht, wir haben eine auserlesene Büchersammlung, und alles, was dem Verstande zu seinen Genüssen nöthig ist.

Sie haben Recht, wer es anzufangen weiß, der muß jede Viertelstunde nach Bedürfniß ausfüllen können. Alle Kräfte müssen geübt, Verstand und Herz so gut, wie alle Sinne, befriedigt werden. Ich will jetzt nur von den Wissenschaften reden.

Was ist göttlicher, was ist erhabener, als dieses große allgemeine Wissen, das die ganze Natur umfaßt; denn die Wissenschaften sind am Ende doch nichts anders, als die Natur und die Welt in Systeme gebracht? Was giebt unsern Geiste, unserm Leben jene Fülle, jene Ausdehnung, jene großen Verhältnisse, als das Vertrautseyn, die Bekanntschaft mit allem, was uns umgiebt? Dieses Zusammenfassen der ganz

zen Schöpfung in unserer Seele, dieses innige Sammeln und Verbinden alles Vorhandenen?

Wie könnte ich sterben, und von der Welt und dem Leben nichts als den kleinen Cirkel gesehen haben, in dem ich mich drehe? Wie könnte ich sagen: „ich habe gelebt“, ohne die ganze Kraft, die ganze Fruchtbarkeit, die ganze Fülle und Mannichfaltigkeit des menschlichen Wirkens und der menschlichen Kräfte, so wie den ganzen Reichthum der Natur gekannt zu haben?

Nein! ich will alles lernen, alles will ich sehen; so erhalte ich meinen Geist in ewiger Thätigkeit neuer Bilder und Gedanken; so trage ich die ganze Welt in meiner Brust; so vervielfältige, so dehne ich mein Wesen nach allen Seiten hin aus, so verbind' ich mich mit der ganzen Schöpfung,

II. Theil. N

und werde der Vertraute der ganzen Natur. \*)

XLIX.

Heute trage ich alle meine Charten und Geographien, alle meine Reisebeschreibungen, und die herrlichen Kupferstiche zusammen, in denen die Künstler der Natur ihre Ansichten abstahlen, und so betrachte ich die Erde, den Schauplatz des Ganzen, aus dem alles hervorgeht, und der alles wieder verschlingt, so schwebe ich wie über dem Mittelpunkt desselben, und wende meinen Blick nach allen Seiten, wie ein glücklicher Besitzer reicher Domänen, hin.

\*) Man unterscheide: von den Wissenschaften, und für die Wissenschaften leben. Im ersten Falle schränke man sich mit dem Herausgehen zuletzt doch ja auf ein Fach besonders ein.

Geht besteige ich mit Carbonnieres  
die metallschwangeren Pyrenäen, und er-  
klimme dann an Bourrits Hand die Al-  
pen Helvetiens und Italiens, und Pon-  
toppidan leitet mich auf dem Sewo Nor-  
wegens. Mit Vouguer messe ich den  
Gipfel des Coraßons, mit Voigt den  
Schneekopf Thüringens; ich verlasse de  
Verdün am Fuße des Tafelberges,  
und betrachte mit della Torre den rau-  
chenden Crater des Vesuves.

Von Islands kahlen eisigen Klippen  
eile ich unter deine Palmen, seliges Ben-  
galen, du indisches Paradies; durchirre  
dann mit Bruce Habessinien's brennen-  
de Wüste, und begleite den muthigen Hear-  
ne an Amerika's nördlichste Spitze.

Aus deinen Plantanenhainen, sanftes  
Otaheiti, versehe ich mich in die Lorbeer-

Schatten Sorrento's, aus deinen Myrthenwäldern, Paphos, in die Eichengebüsche von Chamouny.

Jetzt wandle ich in die Klust von Paussilippo, lasse mich dann in die Grotte von Antiparos hinab, oder betrachte am Fuße der carpathischen Gebürge den ewigen Eiskeller Scelieze. Wenn ich dann erstarrt vom Lädogasee zurück kehre, dann lachst du mir, o Lemanus \*), zwischen den grünen Gestaden entgegen.

Ein andermahl schiffe ich mich ein, grüße jetzt die weinbeladenen Hügel des königlichen Rheins, oder die fichtenbewachsenen Ufer der reisenden Donau zwischen Schlössern und Oefern. Durch die furchtbaren Dardanellen segelnd blicke ich links auf Asiens hohe Gebürge, indeß mir zur rechten die goldenen

\*) Lacus Lemanus, der Genfersee.

Monde von Stambul winken, das sich in amphitheatralischer Pracht erhebt. Ich begrüße deine stillen Eyslande, ruhiger Archipelagus, und deinen Golf, o stolzes Genua; staune die Felsenfeste Gibraltar an, und begleite den Wallfischfänger nach dem heißten Spitzbergen.

Jetzt umschiffe ich das Vorgebürge der goldenen Hoffnung, und lande dann an China's ferner Küste, athme auf Pensilvaniens Fluren Freiheit und Menschlichkeit, und bringe aus Grönlands Alpen den kostbaren Asbest zurück.

Jetzt segle ich mit Cook und Forster nach den seligen Freundschaftsinseln, zittere bey den drohenden Gefahren des unermesslichen Eismeeres, und beyhm starren grausenden Anblick des öden Sandwichlandes mitten zwischen Felsen und ewigem Eise schließ' ich mit meinem biedern Georg

Forster \*) den Bund der Freundschaft, und fröhlich ruhen wir dann in der Hütte des zufriedenen Kamtschadalen aus.

Auf allen Meeren habe ich meine Schiffe, an allen Küsten meine Häfen. Mir leuchtet der Pharus von Cherbourg und am hohen steinichten Gestade Genua's, die Lootsen bringen mich in Toulon's glänzenden Hafen, und zwischen den reizenden Ufern der Themse hin. Mir rauscht der Wasserfall von Niagara, und schäumt der Rhein bei Laufen; ich verfolge den Lauf des donnernden Mississippi durch die Felsengrüfte, und staune das Verschwinden der blauen Rhone beym Fort de l'Écluse an.

\*) Es ist schändlich, wenn die allerunbedeutendsten unserer Schriftsteller über das Andenken eines unglücklichen Mannes herfallen, der selbst in seinen Verirrungen edel erscheint, und der sich im Grabe nicht vertheidigen kann.

d. H.

So reise ich auf meinen Charten und in meinen Büchern, wohin ich will, in einem Augenblicke von Osten nach Westen, von Nord nach Süd. Ich bin auf der ganzen Erde wie allgegenwärtig, für mich ist keine Entfernung, mich halten keine Meere auf, mich ängstigen keine Stürme. Ich theile die Genüsse ohne die Mühseligkeiten, wähle mir meinen Aufenthalt nach Laune und Einfall, und verwandle durch Kupfer und Abbildungen mein Zimmer in alle Gegenden.

L.

Ein andermahl forsche ich mit Bergmann und de Lüc in dem Dunkel der Vergangenheit, sehe die Erde sich aus dem Chaos formen, und bevölkere sie dann. Da wandeln erst vor meinen Augen alle die Schatten der Stämme und Völker vor,

über, deren Namen jetzt die Ruinen der Zeit bedecken; und aus ihren Gräbern gehen dann die Millionen Geschlechter hervor, die noch heute den Schooß der Erde bauen.

Von dem beschneiten Lappen bis zum glühenden Hottentotten, von dem friedlichen Chineser bis zum wüthenden Neger des grünen Vorgebürges, vom freundlichen Erdländer bis zum schwächerten Desherä, und vom civilisirten Europäer bis zum wilden calmuckischen Tatar, keiner entgeht meinen Augen.

Alle die verschiedenen Sprachen und Sitten, Religionen und Verfassungen, Lebensarten und Beschäftigungen, die mancherlei Stufen der Cultur und der Barbarey, alles, alles betrachte ich.

Da finde ich auf meinen Kupfern den riesenmäßigen Patagonen neben dem zwergartigen Samojeden, den tattowirten

bräunlichen Neu-Holländer neben dem afrikanischen Neger, den schönen Bewohner der Freundschaftsinseln neben dem scheußlichen Vaskliren.

Da sehe ich Cariben und Jakuten, Kamtschadalen und Fernaner, Neuseeländer und Amboinen, Siamesen und Ostaken, und dann wieder die verschiedenen Völker Europa's von Albions weißer Klippe bis an die Gestade des schwarzen Meeres.

Da ist keine Zone, kein Fleckchen auf der ganzen bekannten Erde, dessen Bewohner ich nicht mit meinem Reisenden besuchte.

O! — spreche ich dann; wenn ich sie alle so leben sehe, bald auf blühenden Fluren und bald auf schroffen Klippen, im Schatten des Cocos, und in der beschneiten Erdhöhle, unter dem Blaufendache, und in Pallästen von Marmor, am schönen Ufer

der friedlichen Quelle, und am wilden Ge-  
stade des reißenden Meers!

O! — rufe ich aus — Wie sie alle da  
leben und leben, so verschieden an Namen  
und Meinung, an Kunst und Gestalt; und  
doch alle, alle mit denselben Empfindun-  
gen: Liebe und Hoffnung, Freude und  
Schmerz. Wie sie alle in ihrem Kreise nach  
Bedürfniß wirken und schaffen, alle des Da-  
seyns so froh und lebhaft inne zu werden  
suchen, als sie können, alle dem gegenseitigen  
Geschlechte huldigen.

Ach, wie fühlen wir uns dann so klein,  
so unbedeutend vor dem großen Haufen  
aller der Millionen, die die nämlichen An-  
sprüche, und dieselben Rechte haben! Wie  
sonderbar erscheinen uns dann die stolzen  
Annahmen der eingeschränkten Geister,  
die sich mit so selbiger Gefälligkeit zum Mi-  
telpunkte des Ganzen machen, und den

kleinen unsichtbaren Punkt, auf dem sie gegen dasselbe nur wie Milben weben, für den höchsten Schauplatz menschlicher Größe halten; wie lächerlich wird uns endlich ihr kindischer Wahn, als ob die übrigen neunhundert Millionen der Erdbewohner nur Augen zu Bewunderung ihrer Personen, nur Sprachen zu ihrem Ruhme hätten!

## LI.

Ein andermahl rufe ich die Geschichte, und frage sie nach den Schicksalen des menschlichen Geschlechtes. Vor ihrem Zauberstabe öffnen sich die Pforten der Vergangenheit, und das große Schauspiel der Welt und der Völker liegt vor meinen Augen.

Aus dem gestaltlosen Nebel der Fabel geht die bürgerliche Gesellschaft in zarter Kindheit hervor. Ich verfolge die

Fortschritte ihrer Entwicklung, und begleite die einzelnen Nationen in ihrer Wiege bis zum Grabe. Welche Scenen voll Veränderung, Wechsel und Mannichsartigkeit! Völker im Kampfe mit sich und andern; verlöschende Nationen, und neue aus ihrer Asche; Barbaren zum Licht der Cultur; Aufklärung in die Nacht der Finsterniß zurück; Freiheit und Despotismus; Vernunft und Aberglaube — ein ewiger Kampf, ein ewiger Krieg zwischen den Leidenschaften der Menschheit, deren Lebenslauf ich lese.

Aus diesem allgemeinen Gemälde wähle ich eine besondere Gruppe, oder einzelne Figuren heraus. Revolutionen und Regierungen, die merkwürdigen Stufenjahre der Menschheit, die große Periode ihrer Blüthe und ihrer Krankheiten. Dann frage ich die Philosophie, und betrachte Gesez-

gebung und Politik, Religion und Sitten, Litteratur und Kunst.

Jetzt rufe ich euch aus euren Gräbern hervor, ihr Schatten der Großen und Edeln, Freunde und Lehrer, Vertheidiger und Stellvertreter der Nationen. Ich nenne eure Namen nicht, denn die Unsterblichkeit wiederholt sie jeden Tag; aber ich möchte zu euch beten, als zu den Heiligen der Menschheit. —

## LII.

So mit Büchern und Kupfern umgeben, die mir Zeiten, Oerter und Personen vergegenwärtigen, werde ich der Zeitgenosse aller Jahrhunderte, der Zuschauer aller Begebenheiten, der Bekannte und der Vertraute aller merkwürdigen Männer und ihrer Thaten. So bereichere ich mein Leben mit den Erinnerungen vergangener Jahr-

tausende, so entdecke ich das große Räthsel der Schicksale, und das Spiel der Leidenschaften, und finde am Ende meiner belohnenden Arbeit, was die Menschen sind, und was sie waren, und daß das Schicksal sich im ewigen Kreise bewegt.

Möchte doch irgend ein Mann von nöthigem Talente und philosophischem Geiste uns eine „Weltgeschichte für Weltleute“ liefern, wenigstens von 1648 an, für die neuesten Zeiten; möchte er aber auch den ganzen Umfang der Verbindlichkeit fühlen, die ihm sein Titel auflegt. Bei der einfach schönen Darstellung eines Voltäre den Scharfsinn eines Hume, bei Robertson's Treue und Fleiß Gibbons Wahl und Anordnung; eigene Erfahrung und eigene Theilnahme an dem Gange der Geschäfte; tiefen Einblick in die Geheimnisse der höhern Politik, die

die lesenden Lehrer der Geschichte nicht immer auf dem Museo bekommen können; — welche Forderungen, um etwas vorzügliches zu liefern? welche Vorbereitungen, um mehr als einen neuen Abdruck alter Historien zu geben?

Dann müßten sich die berühmtesten Künstler vereinigen, um durch ihren Grabstichel die merkwürdigsten Männer und die größten Scenen dem Auge darzustellen; dann müßten Charten und Risse mit Gassefelds Genauigkeit entworfen werden, und das Ganze einem Verleger in die Hände fallen, der über seinen Procenten nicht die Ehre der Nation vergäße.

O ihr Fürsten! Ihr allein könntet so manches aufkeimende Talent zu dieser Unternehmung erziehen; ihr allein könntet so manchen jungen hoffnungsvollen Mann in

den Stand setzen, in der vollen Blüthe seines Lebens sich ganz einer Arbeit zu widmen, die von einer Seite mehr Mühe und Genie erforderte, als ein ganzer hingeworfener Roman \*); ihr allein könnet euerm Ruhme ein unvergängliches unzweydeutiges Denkmahl setzen, wenn ihr nur im kleinsten Maasse das für ihn thun woltet; was das Glück für Voltäre und Gibbon, für Hume und Robertson so reichlich that\*\*).

## LII.

Was ist das für ein Geschöpf, das die Gestalt der Erde verändert und den Elementen gebeut, die Bahnen der Planeten

\*) Par exemple?

\*\*\*) Sollten das leere Wünsche seyn? Gewiß nicht! Deutschland hat noch solche Fürsten. Uebrigens hätte der Herr Graf immer auch Schlözer, Spittler, Müller u. a. nennen können.  
d. H.

berechnet, und dem Donner sein Ziel vorschreibt? Was ist das für ein Wesen, das sich zum Herrn der Schöpfung macht? Das ist der Mensch — und ein kleiner Tropfen eines unscheinbaren Fluidums trägt den Keim seiner ganzen Größe in sich?

Wie bewegt sich dieses Gerippe, wie athmen diese Lungen, wie klopft dieses Herz? Dieses Gehirn, diese Nerven, wie bestimmen sie Denken und Empfinden? Wie blickt dieses Auge die Geliebte an, wie hören diese Ohren ihre süße Stimme? Wie lebt, wie vermehrt diese Maschine ihr Daseyn? Welche Fragen, welche herrliche Wissenschaft Physiologie mit allen ihren Theilen!

Und dann, was hat dieser Schädel alles ausgedacht! Welche ungeheure Masse von Kenntnissen! Welcher unendliche Stamm von

II. Theil. D

Thätigkeit mit Millionen Nesten und Zweigen, Kräften und Wirksamkeit!

Jetzt betrachte ich das Gemälde der Beschäftigungen, Lebensarten und Verhältnisse.

Jetzt sehe ich das Schiff zusammensetzen, das den Ocean durchschneiden soll, dort den Wagen bauen, der mich von Petersburg nach Neapel trägt. Da betrachte ich die künstliche Verfertigung einer Uhr, dort den nützlichen Weberstuhl. Hier seh' ich den Spiegel poliren, der mir mein Bild zurückwirft, dort das Papier bereiten, auf dem ich ihr schreibe. Jetzt folge ich dem Pfluge des fleißigen Landmanns, dort tauche ich mit dem Perlenfischer auf den Boden des Meeres; bald besuch' ich den persischen Sastrapen im Schimmer seines Harems, bald folg' ich dem armen Neger mitleidig auf seine Plantagen. Jetzt mische ich mich un-

ter das Getümmel im rauschenden Palais royal oder im Bauxhall zu London, und sammte mich dann in der Clause des Carthäusers, oder in der Grotte des Eremiten auf Pathmos.

LIII.

Heute verfolge ich den menschlichen Geist in seinem Labyrinth von Ideen und Gedanken, wie er, über die Körperwelt erhoben, aus der höhern Quelle der Wahrheiten zu schöpfen strebt. — Aber bald eil' ich wieder zur sichern nützlichen Anschauung zurück, und ruhe meine geblendeten Augen auf den erquickenden Fluren des thätigen Lebens aus.

Da messe ich mit dem Geometer die Fläche unsers Gartens, zähle mit dem Arithmetiker im Geiste die Menge ge-

gebener und erhaltener Rüsse, frage den Mechaniker, wie mein kleines Schöpfwerk arbeitet, und das Wasser in meiner Fontaine steigt.

Jetzt lasse ich mir von dem Physiker erklären, wie der Regenbogen siebenfarbig schimmert, und Sophiens Stimme bey dem Saitenspiel mein Ohr entzückt. Der Chemiker zeigt mir die geheime Vegetation der Natur, und mit Bode betrachte ich den Abendstern und den Ring des Saturnus.

Da folge ich Vauban auf seine Bastionen, oder ziehe mit Zielle furchtbare Parallelen, sehe bey Blondel die rohe Masse in Palläste verwandeln, und bewundere mit Hirschfeld Hohenheims reizende Gärten.

Welch eine Mannichfaltigkeit und immer neue Fälle von Studien! Und die

Menge von Kupfern und Nissen, Charten und Zeichnungen, Instrumenten und Modellen, welche unterhaltende Darstellung, die Natur in tausend Gestalten!

LIV.

Aber ich sehne mich wieder nach Leben und Empfindung. Wohlan denn! Siehe die unzählbare Menge der Geschöpfe, die das Meer und die Luft und die Erde bevölkern. Vom Elephanten bis zur Maus, vom Wallfisch bis zur kleinen Schmerle, vom Strauß bis zum Colibri, von der Riesenschlange bis zur sprenglichten Eidechse, vom Seekrebs bis zur Witbe.

Welche Menge von Geschlechtern und Arten, welche Mannichfaltigkeit, welche Verschiedenheiten! Neben dem sanften Schaaf der reißende Tiger, neben dem räuberischen Geyer die friedliche Schwalbe, da der mör-

berische Hai, und hier der niedliche Goldfisch, die süße Biene neben dem scheußlichen Scorpion. —

Alle die Merkwürdigkeiten der Bildung und Lebensart, der Fortpflanzung und der Ernährung, des Nutzens und des Schadens, der Verhältnisse unter einander, mit einem Worte, der ganze Umfang ihrer Naturgeschichte. Und welches Vergnügen bey den Abbildungen, und welche neue Welt unter dem Microscop hervorgeht!

LV.

Jetzt entreiß' ich mich dem Getümmel, und kehre zu dir zurück, stille vegetirende Natur, auch hier an Größe und Schönheit, Pracht und Herrlichkeit reich. Vom Baobab bis zur Mistel, von der Cocospalme bis zum Bohon Upas, welche Menge von Bäumen und Sträuchen, und die Verschieden-

heit ihres Baues, ihres Wachstums, ihres  
Nuzens — die ganze Botanik!

Und die Blumen! Ja die Blumen, mit  
denen sich die holden Bilder von Keinheit  
und Milde, Schönheit und Liebe so gern  
verbinden. Wie ihr süßer Duft die Sinne  
erquickt, ihr schönes Farbenspiel dem Auge  
schmeichelt! Die zieren den Kranz der Un-  
schuld, die bleichen am Busen der Liebe.

Kann's einen schönern Stand geben,  
als Gärtner zu seyn, der froh und ruhig  
unter seinen Pflanzungen wandelt, mit je-  
dem Morgen neues Leben und Fülle, neuen  
Reiz und Jugend erblickt, und wo ein Blatt  
oder eine Rose welket, am nächsten Nestchen  
den Ersatz dafür findet? Da lächeln ihn alle  
seine Kinder an, da ist Friede und stiller  
Genuß, da weiß man nichts von Neid und  
Haß, nichts von Verfolgung und Feind-

schaft. Und wenn sich der Schooß der guten müden Erde für ein Paar Monate zum Ausruhen schließt, da trägt er seine Lieblinge in eine wärmere Luft und lebt mitten im Winter, wie im Frühling, unter ihnen, bis die Sonne wieder scheint, und die lauen Weste wieder säufeln.

Ach ihr holden Rosen, ihr süßen Weissen, ihr zärtlichen Hyacinthen, ihr seyd meiner Sophie so werth! Euch begrüßt sie jeden Morgen, euch lächelt sie jeden Abend an. Ihr seyd das Bild ihrer Seele, sanft und heiter, und rein und mild. Wo ihr duftet, da fühlen wir uns so wohl und so selig, da ist Himmelsluft, da athmen wir nichts, als Sinn für Natur und Güte, für Gesundheit und Mäßigkeit.

LVI.

Und du, o Mutter Erde, die alles giebt und alles nimmt, auch in deinen Schooß steig' ich mit dem Mineralogen hinab, verfolge auch hier die ewige rastlose Thätigkeit der Natur, und bewundere die Bildung des Diamanten, wie des Seleniten. Und dann die unendlichen Zweige menschlicher Thätigkeit, die sich auch von hieraus verbreiten, welche Merkwürdigkeiten, welche angenehme Unterhaltungen!

Mit einem Worte, ich betrachte die ganze Welt, ich mache mir ein großes Gemälde in dem menschlichen Leben, und nur so kann ich sagen: ich lebe!

Nur so erfüllt sich mein Herz mit der reinsten erhabensten Humanität, denn so seh' ich überall gegenseitiges Band und Bedürfnis, Ursache und Wirkung, Zweck und Nutzen; so lerne ich mit stiller Bescheiden-

heit mich und meinen kleinen Ruhepunkt betrachten, und erhebe meinen Geist über die kleinlichen Ideen des eingeschränkten Gesichtskreises, wie meinen Character über alle niedrige Leidenschaften; so verliere ich nicht einen Augenblick dieses doch so kurzen Lebens durch Langeweile und Ueberdruß, und erhalte meine Seele durch Neuheit und Wechsel der Bilder in ewiger Thätigkeit und innigem Selbstgefühl; so strebe ich nicht ganz fruchtlos nach der eigentlichen Würde und dem wahren Adel, den weder vermoderte Pergamente, noch Gold, weder Titel, noch Orden geben, so hoffe ich einmahl am Ende meiner Tage mit frohem Bewußtseyn sagen zu können: ich habe mein Leben nicht verloren!

Dieser Aufsatz scheint für jehigen Zweck hinlänglich zu seyn. Der Herausgeber behält sich indessen vor, ihm bey Gelegen-

heit die Ausdehnung, Vollständigkeit und Vollendung zu geben, deren er empfänglich scheint. Erläuternde Anmerkungen und ein schicklicher Titel verstehen sich von selbst, wenn es ja zur Erscheinung kommen sollte.

Ende des zweiten Theiles.

---

---

M a c h s c h r i f t .

---

Und die Entwicklung ?

Sobald mich das Publikum durch seinen Verleger dazu auffordern läßt.

Die Moral, die daraus fließen dürfte, würde vielleicht das Beste an der ganzen Schrift seyn.

Diesen Theil aber wider Abrede und Verhältniß zu seinem Vorgänger weiter auszu dehnen, vielleicht um die doppelte Bogenzahl — das habe ich mir so nicht erlauben wollen.

E. A. Fischer.

---





Goe 529 (112)

VD18

ULB Halle

3

006 312 42X







Farbkarte #13

B.I.G.

**S O P H I E**  
oder  
der Einliedler am Genfer See.  
Zweyter Theil.

*Che non puo far d'un cor, e habbia soggetto  
Questo crudele — Amore?*

Ariosto.

von  
Christian August Fischer

Leipzig  
in der Schaeferischen Buchhandlung.  
1795.